Sternberger · Storz
Süskind:

Aus dem Wörterbuch des Unmenschen



dtv

Über dieses Buch

Die Betrachtungen über die »Sprache des Unmenschen« erschienen zum erstenmal 1945/46 in der Zeitschrift ›Die Wandlung‹. Damals glaubte man, der »Unmensch« – der sich in grotesker Weise oft in der Maske des »Übermenschen« darbot – sei gerade zu einer historischen Figur geworden. Seine Sprache aber lebte – verborgen oder offen – weiter. Sie galt es zu entlarven, denn in der Sprache allein offenbart sich der Mensch, im Guten wie im Bösen.
Mehr als zehn Jahre später erscheinen diese Beiträge wieder; und 1957 mußte einer der Autoren in seiner ›Vorbemerkung‹ schreiben, daß zwar die Sprache des Unmenschen in Trümmer gesunken sei, aber der Zeitgenosse nicht zurückgefunden habe zur Einfachheit, sondern sich mit diesen Trümmern behelfe. Wiederum bemühen sich die Autoren, jene sprachlichen ›Delikte‹ zu erkennen, sie zu entlarven, und sie schaffen es mit ihren brillanten, geistreich-ironischen, aber so gut fundierten Untersuchungen, dem Leser die sprachlichen Unsinnigkeiten darzubieten, die er tagaus, tagein in Presse, Funk und Fernsehen bis zum Überdruß lesen und hören kann.
»Wer sich bemüht hat, an der Sprache die eigene Zeit zu studieren«, schreibt Friedrich Sieburg, »muß die bestürzende Aktualität dieses ›Wörterbuches‹ als eine Art von Sensation empfinden.«

Mai 1962
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Ausstattung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen
Printed in Germany

Dolf Sternberger · Gerhard Storz
W. E. Süskind:
Aus dem Wörterbuch des Unmenschen

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



. . . offen die Fenster des Himmels
Und freigelassen der Nachtgeist,
Der himmelstürmende, der hat unser Land
Beschwätzet, mit Sprachen viel, unbändigen, und
Den Schutt gewälzet
Bis diese Stunde.

Hölderlin

Inhalt

Die Artikel sind mit denselben Chiffren signiert, die seinerzeit in der Zeitschrift »Die Wandlung« verwendet wurden: d. st. für Dolf Sternberger, a. o. für Gerhard Storz, W. E. S. für W. E. Süskind. Die Rubrik »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen« lief damals durch drei Jahrgänge der Zeitschrift, von 1945 bis 1948.

Vorbemerkung 1945

Sprache ist die Gabe allein des Menschen, das verwirrende und befreiende, verräterische und erhellende, ausgreifende und fesselnde, lösende und bindende, selige und gefährliche Medium und Siegel seines Wesens. Soviel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt. Darum ist nichts gleichgültig an der Sprache, und nichts so wesentlich wie die façon de parler. Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. Seien wir auf der Hut! Worte und Sätze können ebensowohl Gärten wie Kerker sein, in die wir, redend, uns selbst einsperren, und die Bestimmung, Sprache sei allein die Gabe des Menschen oder eine menschliche Gabe, bietet keine Sicherheit. Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich; im anderen Falle ist er ein unzulänglicher Begriff, und eben daran können und müssen wir ihn prüfen, da wir das Unmenschliche kennen. So hat der Mensch auch als Unmensch seinen Wortschatz, seine eigentümliche Grammatik und seinen eigentümlichen Satzbau. Wir wollen hier seinem Wortschatz nachspüren und in der Sprache jeweils der Sache auf die Sprünge kommen, die sie bedeutet. Sie ist – leider – keine fremde Sprache, aber dieses Wörterbuch hat eine Aufgabe, die derjenigen der übrigen und gewöhnlichen Wörterbücher genau entgegengesetzt ist: es soll uns diese Sprache fremd machen...

Heidelberg, November 1945 d. st.

Vorbemerkung 1957

Lange hatten wir geglaubt, dieser gewalttätige Satzbau, diese verkümmerte Grammatik, dieser monströse und zugleich krüppelhafte Wortschatz seien der Ausdruck der Gewaltherrschaft – ihr Ausdruck oder ihre bleckende Maske –, und so würde dies alles auch mit ihr in Trümmer sinken. Es ist auch mit ihr in Trümmer gesunken. Aber kein reines und neues, kein bescheidneres und gelenkigeres, kein freundlicheres Sprachwesen ist erstanden. Sondern der durchschnittliche, ja, der herrschende deutsche Sprachgebrauch behilft sich mit diesen Trümmern bis auf unsern Tag. Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben, der Schrift- wie der Umgangssprache, namentlich wie sie im Munde der Organisatoren, der Werber und Verkäufer, der Funktionäre von Verbänden und Kollektiven aller Art ertönt. Sie alle haben, so scheint es, ein Stück vom totalitären Sprachgebrauch geerbt, an sich gerissen, aufgelesen oder sonst sich zugeeignet, nur daß die schauerliche Macht daraus gewichen ist. Aus dem verstreuten Samen des einen Ungeheuers sind viele kleine Ungeheuerchen entsprossen, der eine totale Unmensch lebt in tausend partikularen Unmenschlein fort, und keiner von ihnen weiß, was er tut – was er tut, indem er redet. Menschlichkeit ist zwar eine oft gehörte Vokabel, aber sie scheint kaum viel mehr als ein zeitgemäßer Aufputz, so lange jedenfalls, als Menschlichkeit nicht kräftig in die toten Glieder der Sprache fährt wie der Atem Gottes in den Lehmleib Adams. Zuweilen fühlt man sich versucht, das Wort »Menschlichkeit« selber in das Wörterbuch des Unmenschen aufzunehmen oder es darin nachzublättern. Hört man die Verlautbarungen der Verwalter und Betreiber sowohl eigennütziger wie gemeinnütziger Angelegenheiten am Radio, so möchte man oft genug meinen, die große Unfreiheit sei nicht von allbelebender Freiheit, sondern bloß

von vielen kleinen Unfreiheiten abgelöst worden. Ringsum wimmelt es von Erfassern, Betreuern, Durchführern und Gestaltern, und alle strecken sie ihre klapperdürren Finger aus, um uns die Kehle zuzudrücken. Die einzige Neuerung besteht darin, daß sie vielfach Handschuhe übergezogen haben, die aus Flicken von feinerem, sanfterem Stoff gemacht sind: das sind die Nachkriegs-Zutaten, aus geistlich-innigem Vorrat entlehnt, das »Anliegen«, die »Begegnung«, das »Gespräch« – vielmehr das »echte Anliegen«, die »echte Begegnung«, das »echte Gespräch«. Aber diese Zeugnisse eines weithin ausgegossenen unheiligen Geistes der Indiskretion vertragen sich erschreckend gut mit jenen Überresten aus dem Wortschatz der Gewalt, der Überhebung, der Ungeduld und der Lieblosigkeit. So scheint das Übel nicht nur fortzuwirken, sondern es scheint von allem Anfang an tiefer gesessen zu haben, als wir in unserer hoffnungsfrohen Zuversicht angenommen hatten.

Darum versuchen wir's hier und heute von neuem. Viele Nachfragen haben uns ermuntert, das »Wörterbuch des Unmenschen« nun von neuem und zum erstenmal in Gestalt eines veritablen Buches erscheinen zu lassen, nachdem es vor mehr als zehn Jahren als fortlaufende Serie von Beiträgen in der Monatsschrift »Die Wandlung« veröffentlicht worden war. Alle damaligen Artikel sind seither durchgesehen, viele verändert und ergänzt worden, einige wenige konnten fortgelassen, mehrere neue mußten hinzugefügt werden. Möge es helfen, die Augen zu öffnen, das Gehör zu schärfen, die Zungen schamhaft zu machen und ihnen schließlich ihre natürliche Geläufigkeit zurückzugeben! Möge es auch unterhalten und Vergnügen bereiten! An Zuversicht soll's uns nicht fehlen.

Frankfurt, April 1957 d. st.

Anliegen

»Aber sie lagen ihm an
mit großem Geschrei ...«
Lucas 23, Vers 23

Worterklärung: Ein Modewort dieser Art ist in aller Regel keine neue Erfindung. Meist hat es lange zuvor in seinem wohlbegrenzten Bereich sein braves und nützliches Dasein geführt, wo man wußte, was es bedeutet, und weiter keinen höheren Ton und Sinn hineinlegte. Mit einem Nu aber, unerwartet, tritt solch ein Wort aus allen seinen Grenzen und in tausend Zusammenhänge ein, in denen man es zuvor nicht im mindesten zu finden erwartet hätte. Das »Anliegen« ist ein altes, ein einheimisch deutsches Wort, wahrscheinlich seit Jahrhunderten im Sprachschatz vorhanden und in bescheidenem, begrenztem Gebrauch. Als Zeitwort ist es – nach Grimm – schon im Althochdeutschen zu finden: analigan. Es hatte vorab jene konkrete und triviale Bedeutung, die wir auch heute noch beim »eng anliegenden Gewand« oder beim anliegenden Grundstück im Sinn haben. Das Hauptwort »Anliegen« ist augenscheinlich erst im Neuhochdeutschen aufgetreten. Wenn ich mich nicht täusche, ist es seither namentlich im geistlichen Sprachschatz zu Hause gewesen, im Gebet oder doch in geistlichen, kirchlichen Erörterungen über das Gebet. So in der Tat schon bei *Luther*: Beim Beten solle man nicht »vil bletter oder körnlin zelen«, sondern etliche anliegende (das heißt: bedrängende, dringende) Not vornehmen. Es scheint überhaupt, daß der heutige Sinn und Bedeutungsklang des Wortes wesentlich von Luther geprägt wurde. Ein Anliegen hat man vornehmlich an Gott. »Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen«, heißt es im 55. Psalm, nach Luthers Übersetzung. Ein Anliegen, das heißt nämlich eine drückende Last, einen innigen Wunsch, eine im Herzen behütete, persönlich hochwichtige Bitte. Ich will nicht sagen, das sei der einzige legitime Gebrauch des Wortes. Selbst-

verständlich kann man ein Anliegen auch unter Menschen haben und vorbringen, an einen Freund, an einen vertrauten Berater, welchem man sich eröffnet, um ihm sein inniges Anliegen vorzutragen. Kaum würde man im privaten Umgang sagen: »Mein Anliegen ist es, fünfzig Mark von dir zu leihen.« (Obgleich auch dies im verbalen Gebrauch noch im 18. Jahrhundert möglich war: »Hier lag Antonio dem König sehr an, ihm mit einer Summe von 20000 Thalern beizuspringen« – so bei Lessing.) Wohl aber: »Ich habe ein Anliegen, ich möchte dich unter vier Augen sprechen, kannst du mir einen Rat geben, wie ich meiner Frau (oder meinem Vater oder meinem Kind) über den und den Kummer hinweghelfen könnte?« Solch ein Verhältnis des hochpersönlichen Vertrauens, solch eine Angelegenheit von innerlich gehüteter Art – das ist dem Wort eigentümlich und das klingt immer mit, wo und wann es angewendet wird. Ein Anliegen ist – rein dem Wortsinn nach – natürlich einfach das, woran mir liegt, was ich mir angelegen sein lasse, und wovon ich denn auch wünschte, daß du, an den ich mich damit wende, es dir angelegen sein lassen möchtest. Was ich dir an das Herz lege. Es ist ein hochintimes Wort in jedem Falle, und in dieser Intimität oder Heimlichkeit des geistlichen, des seelsorgerlichen Bezirkes, vielleicht noch der vertrauten Freundschaft, sofern sie eben auch intimen Rat, Teilnahme, fürsorgliche Hilfe umschließt: da ist das Wort, wenn ich recht empfinde, eigentlich zu Hause.[1]

Anwendung: Nun ist es aber seit einigen wenigen Jahren und offenbar in rapide zunehmendem Maße aus dieser Stille und Verschwiegenheit herausgezogen worden ins Öffentliche. Es mutet an, als hätte das ganze Volk – nein, nicht das Volk, sondern vielmehr die ganze große Familie der politischen und gesellschaftlichen Organisationen, insbesondere

[1] Welche Wege die Sprache gehen kann! Zuzeiten bezeichnet das Wort auch die Heimlichkeit eines verschwiegenen Leidens. Mit schnödem, humoristischem Beiklang heißt es in Grimmelshausens »Simplizissimus«, daß »ja solches heimliche und innerliche Anliegen (nämlich: mit Läusen behaftet zu sein!) einen Menschen ganz träge mache.«

der Funktionäre dieser Organisationen – als hätten sie alle darauf gewartet, daß es erfunden würde oder daß es aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorträte: Alle stürzten sich darauf, und jetzt vergeht kein Tag mehr, ohne daß man es liest – in den Zeitungen, in den Leistungsberichten der Aktiengesellschaften, in den Protokollen von Vorstandssitzungen und Kommissionen aller Art, oder daß man es in den Nachrichten hört – sofern sie Ansprachen wiedergeben, die bei Grundsteinlegungen oder Einweihungen gehalten wurden, oder aber gewichtige Stellungnahmen von Verbandspräsidenten und Parteifunktionären aller Richtungen der Öffentlichkeit gebührend bekanntmachen.

Ich glaube kaum zu übertreiben, wenn ich sage, es ist gegenwärtig *das* beliebteste Element im Sprachschatz aller Arten von Managern geworden, von all denen, die irgendwelche kollektiven Interessen berufsmäßig vertreten und verkünden. Es ginge noch an, wenn wir nur vom »gesamtdeutschen Anliegen«, vom »Anliegen der deutschen Wiedervereinigung« hörten. Aber wir hören von den Anliegen der Landwirtschaft (nämlich: daß der Preis für Milch und Butter erhöht werde) oder vom Anliegen der Hutfabrikanten (nämlich: daß man nicht barhäuptig gehen solle) – ich weiß, daß jedes beliebige Beispiel, das ich hier nenne oder auch nur frei erfinde, mir geharnischte Zuschriften der betreffenden Verbände eintragen wird – so höre ich lieber auf mit Beispielen und überlasse es den Lesern, selbst darauf zu achten und ihre Entdeckungen zu machen: man wird sein blaues Wunder erleben!

Ich sprach von »kollektiven *Interessen*« und von »*Interessen*-Gruppen«. Ließe ich mich auf die Mode ein, so müßte ich von »kollektiven *Anliegen*« und von »*Anliegen*-Gruppen« oder »*Anliegen*-Verbänden« reden. Denn gerade diese Organisationen, ihre Funktionäre und Propagandisten sind es, welche das Wort »Anliegen« wie ein Wort der Erlösung begrüßt und mit Beschlag belegt haben von dem Augenblick an, wo es zum erstenmal aus seiner Verborgenheit hervortrat.

Warum? Weil sie es augenscheinlich zuvor immer als einen Makel empfunden hatten, sie seien dazu bestellt, *Interessen* wahrzunehmen. Das Wort »Interesse« roch ihnen nach Eigennutz, nach Korruption und nach »Süppchenkochen« – ganz unsinnigerweise. Ich bilde mir nicht ein, dieses Unbehagen lasse sich mit einem Schlage austreiben – dazu sitzt es viel zu tief. Aber ich habe in der Tat das allgemeine Interesse *und* das herzliche Anliegen, diese überflüssige Innigkeit, diese deplazierte Intimität und unanständige Aufdringlichkeit, die mit dem Wort »Anliegen« in unsere wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Angelegenheiten hineingeschmuggelt worden ist, wieder hinauszutreiben, und andererseits dem Wort »Interesse« zu seinem biederen, nüchternen und ehrbaren Rechte, zu seiner Rechtmäßigkeit zu verhelfen. Der Interessent ist darum noch kein Unmensch, daß er ein Interesse hat und es wahrnimmt. Er wird es erst durch die falsche Verklärung, die er seinem Interesse zuteil werden läßt. Indem er sein Anliegen kundtut, ist es, als ob er sein Innerstes eröffne, um uns hineinblicken zu lassen, und er öffnet es in derselben Weise, wie man eine Aktentasche mit Reißverschluß öffnet. Wäre er doch bei seinem ehrlichen Interesse geblieben – wie menschlich hätte er sich ausgenommen!

Der Staat ist kein Tempel. So wäre es widersinnig, die Wechsler und Händler hinauszutreiben. Aber sie sollen das auch scheinen, was sie sind: sie sollen sich nicht als Priester, gar als Hohepriester gebärden. Wir alle, jedermann hat und verfolgt seine Interessen. Es ist keine Schande, ein Interesse zu haben und zu vertreten, dafür zu werben und zu wirken. Und es liegt im öffentlichen Interesse, daß Interessen klar und nüchtern erkennbar sind, daß sie nicht mit jener ausgeborgten Inständigkeit verschönt, verhüllt und verziert werden, die ins stille Kämmerlein gehört. d. st.

Ausrichtung

Worterklärung: In der Mitte dieses zusammengesetzten Wortes steckt das »Rechte« darin. »Richten« heißt: das Rechte oder das Recht finden, die ungestalten und wirren Dinge der Welt ins Maß, ins Lot, in die Reihe bringen. Richter ist, wer Recht spricht. Der Richtpfennig ist das Maß und das Muster in der Münze, wonach das Metall abgeteilt wird, damit das Geld recht sei. Das Richtfest wird gefeiert, wenn das Haus mit Schnur und Blei und Winkel recht errichtet und zugerichtet ist. Ich richte mich nach dem, was recht ist oder doch für recht gilt, nach Sitte, Gebot, Befehl, Wunsch oder Vorbild. Man richtet sich's (im Österreichischen), nämlich: man richtet sich so ein, wie es einem recht ist, mag es übrigens und im allgemeinen auch nicht so ganz recht sein. »Richt' euch!« lautet das Kommando beim deutschen Militär, das aus der zufälligen und lässigen Ansammlung derer, die angetreten sind, eine rechte Reihe herzustellen bestimmt ist – immerhin nicht ohne Beteiligung der angeredeten Personen, denn sie sind es, die »sich« richten müssen, wenn anders die Richtung gewonnen werden soll. Noch also ist dieses Rechte der »Richtung« oder von »Reih' und Glied« in einer leichten (bisweilen nicht recht fühlbaren) Spannung zur menschlichen Person – man hört das an dem Schlurfen und Trappeln, das dem Kommando folgt. Ohne diese Spannung wäre das Rechte nicht wert, daß man sich danach richtete, wäre es tot und tötend.

Reichlich hat das »Richten« Fühler und Füßchen angesetzt, das Rechte in der Welt und im Leben überallhin auszubreiten. Der Mensch geht aufrecht, hat sich *auf*gerichtet aus der Haltung der kriechenden, gebuckelten, trottenden Wesen, er soll darum auch *auf*richtig sein. »Es ist *an*gerichtet«, sagt der Koch, sobald er aus der chaotischen Masse der rohen Materialien eine rechte Speise bereitet hat. Man richtet sich *ein* in einem Zimmer, einem Haus, einer Gegend, in der

Welt. Man kann ein Stück Holz zur Bearbeitung *zu*richten und seine Arbeit recht oder schlecht *ver*richten. Der schließlich, den der Richter zum Tode verurteilte, wird vom Scharfrichter *hin*gerichtet – und selbst hierbei ist das Rechte noch im Spiel. Endlich auch, wenn man einen Gang tut zu dem und dem Zweck, kann man etwas dabei *aus*richten oder nichts ausrichten, also am rechten Ende ankommen oder es verfehlen; man kann auch eine Botschaft ausrichten, richtig oder verkehrt; aber wenn sie verkehrt ausgerichtet wird, ist sie eben in Wahrheit gar nicht ausgerichtet, denn das Getreuliche und Zuverlässige gehört zu dieser Art »Ausrichtung« hinzu, wohnt ihr wörtlich inne.

Das alles behagt dem Unmenschen nicht, weil ihm das Rechte nicht behagt. Das Rechte ist aber irgendwo und überall da, und es zieht sich wie ein Geäder durch die Sprache. So muß er es greifen und in seine Gewalt bringen. Er greift es da, wo es am nächsten bereit liegt und gleichsam schon ein wenig lockend zu ihm hinschaut: »Ausrichten!« hieß es bisweilen auch mit dem lockeren und verächtlicheren Infinitiv anstatt der geradeaus ansprechenden Befehlsform »Richt' euch!« Hier griff es der Unmensch, und indem er's griff, wich noch das letzte bißchen Spannung und Leben daraus: eben noch war es immerhin ein Verbum, ein Tätigkeitswort oder Vorgangswort, wenn auch nur im Infinitiv, der die Person nicht achtet; nun aber versteinerte es im Nu zum Hauptwort und hieß »Ausrichtung«.

Anwendung: Als »weltanschauliche Ausrichtung«, ja sogar als »innere Ausrichtung« ist dieser Klumpen in der Hand des Unmenschen so hart geworden, daß er sich schlechterdings in gar keiner Weise mehr auflösen läßt. Muß mit dem Wort unvermeidlicherweise ein Satz gebildet werden, so liegt es wie ein unförmiger Kloß in der Wassersuppe – etwa so: »Die weltanschauliche Ausrichtung der Jugend erfolgt durch Schulung in der Jugendorganisation.« (Die »Ausrichtung« ist darin freilich nicht der einzige Kloß!) Es gibt keine menschlichen Zähne, die das beißen, keine Kiefer, die

das kauen, keinen Speichel, der das lösen, und keinen Magen, der das verdauen könnte. Und auch die Wassersuppe dieses nichtsnutzigen – für den Unmenschen aber so billigen und bequemen – Allerweltsverbums »erfolgen« tut nichts, den Stein zu erweichen. Es ist ein wahres Kerkermahl, das fühl- und blicklos durchs Schiebefenster gereicht wird. Man kann den Klumpen nicht zurückverwandeln, das Hauptwort nicht mehr ins Zeitwort bilden, da ist nichts mehr zu beugen oder zu konjugieren, es läßt sich nicht mehr durch die Vielfalt der Personen hindurchbewegen. Ich, du, er, sie, es, wir, ihr und sie haben abgedankt und ausgespielt. Wir können nicht in diesem Worte leben. Weder tätig noch auch leidend. Tätig, also aktiv gewiß nicht. Oder hätte man je vernommen, daß »die Jugend sich – nämlich sich selbst – weltanschaulich oder innerlich ausgerichtet« hätte, oder gar, daß »ich«, das ist eine Person und ein Subjekt, »mich so oder so, geistig oder seelisch, nationalsozialistisch oder auch demokratisch, marxistisch-leninistisch oder auch christlich ausrichte«? Kaum leidend, also passiv, können wir in dem Worte leben, denn diese unglückliche Jugend ist nicht einmal »weltanschaulich ausgerichtet worden«, sondern sie hat eben bloß »ihre weltanschauliche Ausrichtung« (da ist der Stein oder Kloß wieder!) erfahren, oder... wie oben. »Ich bin weltanschaulich ausgerichtet worden« – das läßt sich nur ironisch sagen, und das bedeutet, daß solch ein »Ich« gleichsam unterhalb der »Ausrichtung« noch lebt und sich ein kleines Loch gegraben hat, worin es sich ein wenig regen mag wie der Wurm unter dem Stein, wo es aber doch still hält, damit da oben keiner merkt, daß es noch zappeln kann. Hebt einer den Stein weg, so wimmelt es im Tageslicht. Wir können nicht in diesem Worte leben, wir können nur daran zugrunde gehen. Dies ist einer der Steine, welche der Unmensch anwendet, um den Menschen zu steinigen. d. st.

Betreuung

Worterklärung: Das Mittel- und Hauptstück heißt »treu«. Von »treu« und von der »Treue« gibt es aber kein direkt abgeleitetes, ohne den Umstand der Vorsilbe gebildetes Zeitwort, kein verbum simplex. Treu sein, treu bleiben, die Treue halten – anders ließ und läßt sich die Treue nicht in die Tat umsetzen. Und man muß zugeben, daß diese Wendungen wirklich auffallend und unangenehm wenig Spielraum für den Tätigkeitsdrang bieten: es sind keine Tätigkeits-, sondern wahre Zeit-Wörter. Man kann oder konnte da nur etwas sein und bleiben, und dabei konnte es natürlich nicht lange bleiben, da mußte etwas geschehen. Hinzu kam noch die weitere Unannehmlichkeit, daß alle jene Wendungen den Dativ regieren: man ist und bleibt jemandem treu, hält jemandem oder einer guten Sache oder einem Grundsatz oder einer Institution die Treue. Ganz ähnlich, wie man auch jemandem (im Dativ) hilft und jemandem vertraut. Dieser Jemand, diese gute Sache, dieser Grundsatz, diese Institution bleiben, da sie nur im schrägen Lichte des Dativs erscheinen, in sich selbständig, gültig und frei. Wer jemandem treu ist, kann daher seinerseits dieses Jemands nicht sicher sein. Treu sein und bleiben ist eben, wie man daran leicht sieht, nichts weiter als ein *menschliches* Verhalten und Verhältnis. Für den Unmenschen ergab sich die dringende Notwendigkeit, erstens ein recht kräftiges Tätigkeitswort und zweitens ein transitives zu bilden oder hervorzusuchen, welches den Jemand schärfer anpackt. »Treuen« ging nicht – es käme ja ungefähr auf »lieben« und »schützen« hinaus, und dabei fehlt noch die rechte Gewalt. Die Vorsilbe half. Dieses »be-« drückt nicht bloß ein selbstloses Hinzielen auf den Gegenstand aus wie die einfachen Transitiva »lieben« und »schützen«, sondern eine Unterwerfung des Gegenstands, und darauf kommt es an. Dieses »be-« gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem

eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht. Muster und Vorgänger sind: Beherrschen und Betrügen, Beschimpfen und Bespeien, Bestrafen, Benutzen, Beschießen, Bedrücken, auch Belohnen und Beruhigen. In allen diesen Fällen wird das Objekt, eben der Jemand, mindestens zeitweilig des eigenen Willens beraubt oder soll des eigenen Willens beraubt werden oder hat seine Freiheit schon verloren wie der Aufgeregte, der darum der »Beruhigung« bedarf, oder seine freie Vernunft wird umgangen und für nichts geachtet wie beim Betrügen oder Benutzen. Beim »*Be*schützen« ist es nicht ganz so leicht, den Jemand mit *Be*schlag zu *be*legen, weil man ihn immerhin »vor« etwas oder jemand anderem beschützen muß, und weil der Beschützte im allgemeinen das, wovor er Schutz sucht und in Anspruch nimmt, auch mit seiner eigenen Vernunft und Sinnen wahrzunehmen vermag. Anders beim Betreuen. Man betreut jemanden und damit basta. Dieses Verhältnis ist ein totales. Die Betreuung ist diejenige Art von Terror, für die der Jemand – der Betreute – Dank schuldet. Und das tut dem Unmenschen wohl. Nur noch dieses Wohlgefühl erinnert an das Stammwort »Treue«. Der Betreuer selber aber braucht nun – Gott sei Dank – niemandem (im Dativ) mehr treu zu sein. So kann man mit recht einfachen Mitteln ein Wort von seiner Sinnwurzel abschneiden und es doch so aufstellen, daß es aussieht, als stecke es noch lebendig im Grund.

Anwendung: Die Hortnerin oder besser: der Kindergarten betreut die Kinder. Der Lehrer oder besser: die Schule betreut die Schüler – ihre Aufgabe ist daher die »schulische Betreuung«. Der Arzt betreut die Kranken oder besser: das Krankenmaterial (auf deutsch und etwas einschmeichelnder: das Krankengut). Der Geschäftsreisende betreut die Käufer, der Dirigent betreut die Solisten, aber auch die Partitur und das Werk des Komponisten. Die NSV betreute Mutter und Kind, der Reichsnährstand die Bauern, die Arbeitsfront die Arbeiter; die Wirtschaftsgruppen, Wirtschaftsämter, Rü-

stungsinspektionen und andere Behörden, alle zusammengefaßt im ausdrücklich so benannten »Betreuungsausschuß«, betreuten – in der diktatorischen Organisation des totalen Krieges – die industriellen Betriebe. Ja wahrhaftig: Die Geheime Staatspolizei betreute die Juden.[1] Als es keinen Markt und keinen Handel mehr gab, als die Konsumenten daher machtlos, zu Objekten, geworden waren, »betreute« der Verteiler die Käufer.

Aber das ist mit dem Dritten Reich keineswegs untergegangen. Baufirmen, Siedlungsgesellschaften betreuen ungescheut die Bebauung dieses oder jenes Areals, als wäre das ein Akt der Barmherzigkeit, und als wäre kein Auftraggeber, Käufer, Benutzer, Pächter oder Mieter gegenwärtig. Diese armen Individuen müssen zwar zahlen, aber nur dafür, daß sie wie die Küken unter die Flügel der Glucke, nämlich der Firma, der Genossenschaft, der Verwaltung, der Organisation schlechthin schlupfen dürfen. Zumal Verbände, Wirtschaftsverbände wie Berufsverbände, haben es auf sich genommen, ihre Mitglieder (mitsamt ihren »Anliegen«) zu betreuen – ich vermeide es, Beispiele anzuführen, denn es wäre eine Ungerechtigkeit, irgendeine Branche oder Sphäre des Verbandswesens auszulassen. Daß Vorstände von Mitgliedern gewählt, Geschäftsführer von Vorständen angestellt oder doch bestellt zu werden pflegen, diese rechte Folge der Abhängigkeiten und Verantwortlichkeiten wird durch den Wortgebrauch verkehrt und ausgelöscht: andernfalls müßten die Mitglieder dagegen revoltieren, von denen betreut zu werden, die sie erst berufen und in ihre Ämter eingesetzt haben. Wenn sie es nicht tun, haben sie abgedankt

[1] Diesen Sprachgebrauch bezeugt auch *H. G. Adler* in seinem Buch über »Theresienstadt« (in der Sammlung Civitas Gentium, Tübingen 1955). Das Wörterverzeichnis der Lager-Sprache, das ihm beigegeben ist, enthält einen Artikel mit den Stichworten »Betreuen, Betreuer, Betreuerin, Betreuung«, woraus die grausige Universalität der Anwendung hervorgeht: »Alles und jeder wurde ›betreut‹«, sagt der Autor, und er beschreibt, wohlgemerkt, ein Konzentrationslager für Juden. In letzter Konsequenz, so bemerkt er auch, sei das Wort »ein Euphemismus für Morden und Mord«.

und das ihrige beigetragen, das Regiment der Manager und die Diktatur der Sekretäre zu befestigen. In einem Wörterbuch der heutigen Organisationssprache würde unser Wort genau so breit und fett figurieren wie dort in demjenigen der Lager- und Terror-Sprache.

Was der Unmensch in allen seinen Gestalten zu erreichen strebt, ist dies: daß keiner unbetreut bleibe und daß der Mensch auch zu keiner Zeit seines kurzen Lebens unbetreut bleibe; denn niemand soll zu irgendeiner Zeit Rechte geltend machen und Ansprüche erheben, nicht einmal für gutes Geld Dienstleistungen erwarten, niemand zu irgendeiner Zeit auch Liebe, Hilfe und Treue erhoffen können. Jedermann wird ja betreut. Kundendienst ist eine schöne Sache, sie hat sich auch bei uns eingeführt und ausgebreitet und macht sich sicherlich bezahlt. Sobald aber der Dienst am Kunden zur wiederkehrenden Maßnahme und zur festen Einrichtung gerinnt, droht auch der Diener sich zum Herrn zu verkehren: in seinem Mund und Sinn wird der Dienst am Kunden zur »kundendienstmäßigen Betreuung«.

Die Betreuung scheint sich übrigens im gleichen Maße ausgedehnt zu haben, in dem die Werke der christlichen Barmherzigkeit abnahmen oder gewaltsam verdrängt wurden. Wenn erst eines Tages der Gatte die Gattin und die Gattin den Gatten betreut, dann wird endlich auch die Ehe begraben sein.

Am Ende löscht die Betreuung den Jemand als Jemand, als eigenes Wesen, aus, dem sie gilt oder zu gelten scheint. Hat man je schon gehört, daß jemand von sich selbst sagte: »Ich werde von der und der Organisation, von der Schule oder von der Polizei usw. betreut?« – Nein, das hat man noch nicht oder doch nur selten und dann nur mit Verblüffung und mit Scham sagen hören, denn diese beiden Dinge vertragen sich nicht miteinander, das »ich« und das »betreut werden«. Das ist eben ein wahres Tätigkeitswort, strotzend von Aktivität. Im Passiv läßt sich das Verbum nicht in allen Personen durchkonjugieren, jedenfalls kaum

in der ersten und zweiten, ohne weiteres freilich in der dritten (er, sie, es), die einen nichts angeht; im Plural geht es überhaupt ganz gut, da ist man zu mehreren, und auf den einzelnen, der da (passiv) leidet, kommt es dann nicht so genau an. Daß es in der ersten und zweiten Person des Singulars nicht recht geht, ist gut so. Denn der Unmensch mag es nicht leiden, wenn die Leute »ich« und »du« sagen.

d. st.

Charakterlich

Worterklärung: Das Wort besteht offenbar aus zwei Teilen, einem großen und einem kleinen, dem »Charakter-« und dem »-lich«. Wir wollen sie nacheinander vornehmen und dann erst zusehen, was für eine Art Wort eigentlich das Ganze sei.

Ein Charakter heißt im Griechischen ursprünglich ein Buchstabe, ein geritztes oder geprägtes Zeichen. Wendet man andere Werkzeuge an, so kann auch an ein gemaltes, geschriebenes, geschnitztes oder gegossenes Zeichen gedacht werden. Man hatte sich aber seit langem gewöhnt, das Wort auf den Menschen zu übertragen: Ein Buchstabe im ungeheuren Alphabet, ein Schriftzeichen aus dem chinesischen Zeichenvorrat der wimmelnden Menschheit, eigentümlich aus Strichen, Balken und Schwüngen, Bogen und Haken gebildet, verschränkt, womöglich verschnörkelt, aber jeweils sehr bestimmt und lesbar oder doch erkennbar, dem Kundigen auch wiedererkennbar, ist der menschliche Charakter oder der Mensch als Charakter. Charakteristische Züge zeigt das Menschenwesen – im Gesicht, Körperbau (»Körperbau und Charakter« heißt ein berühmtes Buch: eigentlich gehört der Körperbau zum Charakter, nämlich zum Gepräge des Menschen), Gebärde, Miene, im Gebaren und Gehaben, in Redeweise und Denkungsart. Ein Charakter ist unteilbar. Teilte man ihn, so bliebe nichts mehr zu erkennen, so wäre das »Charakteristische« gerade verschwunden und vernichtet. Am Charakter, also am Gepräge oder an der Figur hat alles teil, was soeben aufgezählt wurde, und wohl noch einiges mehr. Der Charakter selbst und insgesamt kann aber nicht Teil sein, Teil neben anderen Teilen, welche erst miteinander irgendein Ganzes ausmachten. Macht man den Charakter zum Teil, so geht der Charakter flöten. »Charakterlos« heißt ein Unwesen, welches verschwimmt, verfließt, überall entwischt und sich verwandelt, wo man es fassen will, welches vor jeder Kante weicht und

in jedes Loch hineinrinnt; das Charakterlose ist das schlechthin Flüssige. Charakter kann der Mensch nur *sein*. Sagt man, daß einer Charakter *habe* oder gar einen Charakter *besitze*, so ist er schon nicht mehr lebendig-charakteristisch, sondern in Gefahr, zu versteinern. Der Charakter, den man *hat*, das ist das moralische Knochengerüst, oder es sind andersartige harte und starre Elemente – eine Rüstung, ein Korsett, hoher steifer Kragen, lange Stiefel bis übers Knie (wenn er sie auszieht, legt er auch den Charakter ab, den er bloß *hatte* und der er eben nicht *war*). Festes und Biegsames, Scharfes und Mildes, Grundstriche und Haarstriche, Balken und Bogen bilden erst miteinander einen schönen oder vollkommenen Charakter.

Aber weder der Charakter, der einer ist oder sein kann, noch selbst der Charakter, den einer hat oder haben kann, paßt dem Unmenschen in seinen üblen Kram. Er fängt es jedoch nicht so plump an, den Charakter etwa offiziell abzuschaffen, gar die Charakterlosigkeit zu preisen. Davon hätte er auch selbst zu wenig Nutzen. Im Gegenteil: Der Unmensch führt den Charakter mehr und öfter und vor allem weit energischer im Munde, als es der Mensch je getan hat und noch tut. Er wandelt ihn nur ein ganz klein wenig ab. Er hängt eben jenes unscheinbare Silbchen »-lich« daran. Und was zuvor Hauptwort und Hauptsache, Substantiv und Substanz, also Wesen oder Gepräge gewesen war, wird jetzt (unmerklich, beinahe unmerklich) Teilwort und Teilsache, Adjektiv, Zutat, Stück unter Stückchen. Das Silbchen »-lich« bezeugt, daß der Unmensch die Figur des Menschen zerschlagen hat, denn erst nachdem er zerschlagen wurde, läßt sich der Mensch teilweise betrachten, Stück für Stück, also zum Beispiel körperlich und wirtschaftlich (auf seinen Nutzwert hin) und intellektuell (aber das ist nicht so wichtig) und schließlich auch charakterlich. An dem »-lich« sieht man genau die Spur, wo der Meißel angesetzt wurde, der unter dem Hammerschlag die Figur des Menschen zersprengte. Die Brocken und Splitter hat der Unmensch dann

übrigens wieder notdürftig (und verkehrt) miteinander verkittet: er gab dem Ergebnis seiner Leimkunst, da es keinen »Charakter«, also kein Zeichen und Gepräge mehr erkennen ließ und da auch die Zusammengehörigkeit der Teile dem Betrachter nicht mehr erfindlich war, mit seiner eigenen groben Hand eine Aufschrift, die besagte, dies sei der »ganze« Mensch oder die »Ganzheit« des Menschen.

Mit der Nachsilbe »-lich« steht es aber noch vertrackter. Sie bezeichnet nicht allein die Bruchstelle und Spur der Zertrümmerung, sondern auch das Verkehrte der Verkittung. – Gewöhnlich scheint das »-lich« eine Eigenschaft zu bilden, wo es ins Spiel tritt. »Lieblich« ist, was zur Liebe, »häßlich«, was zum Hasse treibt, Anlaß gibt, was der Liebe oder des Hasses wert ist – Eigenschaften dieses jeweiligen Gegenstandes also. »Häusliche« Verrichtungen aber sind solche, die sich im Hause ergeben und abspielen, die auf das Haus Bezug haben. Das »Häusliche« ist hier gar niemandes Eigenschaft, auch nicht eine Eigenschaft der Verrichtungen, vielmehr macht die Nachsilbe hier umgekehrt die Sache, den Ort oder das Medium kenntlich, worauf sich die Verrichtungen beziehen. Das gleiche Wort kann freilich auch ins Eigenschaftliche hinüberspielen und umschlagen: rühmt man den »häuslichen« Sinn eines Mädchens, so ist zwar noch immer das Haus der Gegenstand oder das Medium solcher Sinnesart, Häuslichkeit aber durchaus eine Eigenschaft der Person, von der geredet wird. Das »körperliche« Befinden eines Menschen ist sein Befinden in besonderer Hinsicht auf seinen Körper. So auch das »leibliche« Wohl. Und in diesen Fällen ist der Umschlag zur Eigenschaft verwehrt: jemand kann lieblich, häßlich, auch häuslich sein, nicht aber leiblich oder körperlich. Sie ist lieblich, und er ist häßlich, aber niemand ist körperlich und niemand auch charakterlich. Daher denn auch eine allgemeine und ideale Lieblichkeit, eine ideale Häßlichkeit, ja auch eine Häuslichkeit (in zweierlei Sinn) als Wesen gedacht oder erschaut werden kann, nicht aber eine Leiblichkeit und Körperlichkeit als Idee von

Eigenschaften. Eine Charakterlichkeit vollends ist überhaupt undenkbar und unvorstellbar.

Und dies eben zeigt die Blöße dieses Menschentrümmers. Man kann nicht körperlich sein, aber man kann beispielsweise gut oder schlecht gestimmt sein – in körperlicher Hinsicht; oder man kann körperlich gut auf dem Damm sein. So wie ein Ding »räumlich« ausgedehnt, ein Vorgang »zeitlich« begrenzt ist. Diese Art von »-lich«-Wörtern haben also gar kein eigenes, eigenschaftliches Wesen; sie sind gleichsam ausgetrocknet zu bloßen Angaben der Hinsicht und des Umstands. Räumlich, zeitlich, geschäftlich, wirtschaftlich, beruflich, körperlich, charakterlich. Der Mann ist geschäftlich (das heißt: in Hinsicht auf das Geschäft) tüchtig; er ist beruflich (in Hinsicht auf seinen Beruf) erfolgreich; er ist körperlich (in Hinsicht auf seinen Körper) behindert; und er ist charakterlich (das hieße also: in Hinsicht auf seinen Charakter) zuverlässig. Dahin ist der Charakter geraten, in diesen toten Winkel zwischen dem »er ist« und dem »zuverlässig«, also zwischen dem Sein und dem, *was* einer ist, zwischen der Essenz und der Qualität. Woselbst er obendrein ziemlich überflüssig anmutet. Denn entweder ist der Mann zuverlässig oder er ist es nicht. Beides muß sich überall zeigen oder nirgends – geschäftlich, beruflich und so fort. Zeigt es sich nicht, so ist die Zuverlässigkeit auch kein Zug seines Charakters. Ist er aber bloß auf dem Gebiete des Charakters zuverlässig – woran soll man's dann merken! Dann wird es ein Schwindel sein oder eine Einbildung.

»Charakterlich« ist ein Bei- und Winkelwort ohne Wesen, eine überflüssige Ortsangabe. Das gleiche gilt von der Abart »charaktermäßig«, die einer neuerdings ins Kraut schießenden Wortbildungsmanie folgt.[1] Aber nicht viel anders als »charakterlich« tritt auch »menschlich« in adverbialen Gebrauch: es ist kaum zu glauben und schrecklich zu sagen. Wird im Umgang mit Menschen, bei der Schilderung von

[1] Vgl. das Kapitel »Leistungsmäßig«.

menschlichen Personen, beim Urteil über menschliche Personen das »Menschliche« als eine unter mehreren Hinsichten abgespalten (wie zuvor der Charakter oder das Charakterliche), so hat man schon eingeräumt und sich damit abgefunden, daß alle anderen Hinsichten, unter welchen diese menschliche Person betrachtet werden könne, »menschlich« nicht relevant, außermenschlich oder unmenschlich seien. »Ein guter Kerl, aber ein schlechter Musikant« – hieß ehedem ein barscher Spruch: das war noch eine ordentliche Einteilung. Sagt man aber jemandem nach, er sei »menschlich fabelhaft« oder umgekehrt »menschlich ein Schwein« oder man habe »menschlich« etwas von ihm oder man habe »menschlich« nichts von ihm, so steht fest, daß dieser Jemand in seinen sonstigen Hinsichten oder Funktionen – als Musikant, als Arbeiter, als Gelehrter (vielmehr »Wissenschaftler«) oder was immer – tüchtige oder auch nichtsnutzige Leistungen vollbringen mag, daß aber alle solche Funktionen in jedem Fall anderen als menschlichen Maßstäben unterliegen. Sein menschliches Teil ist offenbar nur noch ein Restbestand, ein Appendix zu jenen Funktionen, ein Blinddarm, den man übrigbehält, wenn man den Jemand aus allen seinen sonstigen Hinsichten und Beziehungen herausnimmt. Der ist gerade keine menschliche Person mehr, von dem es heißt, er sei »menschlich« so oder so beschaffen, zu beurteilen und zu nehmen.

Solche selber wesenlosen adverbialen Ortsangaben sind wenig geneigt, sich sprachlich zu verwandeln, weil sie weder zum Subjekt noch zum Prädikat, weder zum Wirken und Leiden noch zum wirkenden und leidenden Element des Satzes und des Lebens in Beziehung stehen. Wer ist was? – in diesen Elementen lebt der Satz. Und nun kommt erst hinzu: In welcher Hinsicht ist einer dies oder das? – Daß der Mensch Charakter sei oder charaktervoll sei oder ein charakteristisches Gebaren habe, daß er ein guter Mensch sei und sich menschlich betrage (nämlich so, wie der Mensch sein soll: edel, hilfreich und gut) oder aber ein Unmensch und daher

auch unmenschlich in jeder Hinsicht und Beziehung – aus diesen bedeutenden Positionen des Wer und Was, des Gegenstands und der Aussage, hat der Unmensch den Charakter und die Menschlichkeit verdrängt und in die Ecke gestoßen.

Anwendung: Das Wort »charakterlich« läßt in der Tat die Sklaverei des Charakters erkennen. Wird es einmal aus seiner Strafecke herausgeholt und zu einer (scheinbaren) Eigenschaft erhoben, so tritt es nie zu einem lebendigen Hauptworte und lebendigen Wesen in Beziehung, sondern ganz im Gegenteil immer und ausschließlich zu den anonymen Mächten, die sich den Charakter dienstbar machen und mit ihm umgehen wie mit einem Stück Holz. Da kommt die »charakterliche Begutachtung« oder die »charakterliche Beurteilung«, wohl auch die »charakterliche Erziehung und Schulung«. Und der Begutachtende, Beurteilende, Erziehende und Schulende ist jedesmal der große oder kleine Unmensch selber, der sich hinter Formularen und Organisationen verbirgt mit all seiner Anmaßung. Und selbst wenn das zur Eigenschaft erhobene »Charakterlich« sich ausnahmsweise einmal dem Subjekt nähert, das allein Charakter sein oder haben kann, wenn man nämlich vom »charakterlichen Verhalten« oder von der »charakterlichen Haltung« redet, so hört man alsbald schon wieder die Knute sausen, denn das »Verhalten« unterliegt der Zensur, die »Haltung« (»Nehmen Sie Haltung an!«) dem Kommando. Derart wird der Charakter schließlich zu einer Waffe in der Hand des Unmenschen – und war doch einmal ein Name für das Wesen des Menschen! –, womit er dieses zerschlagene und schlotternde Wesen in der Furcht erhält. Ausgerichtet, betreut und charakterlich beurteilt. So kriegt der entkernte Sklave noch den Charakter unter die Nase gehalten, der einmal der seinige war, – und er reißt die verbliebenen Knochen zusammen und tut so, als hätte er den Charakter im Leibe, den ihm der Unmensch herausgehauen hat. d. st.

Durchführen

Worterklärung: Dieses zusammengesetzte Zeitwort legt sich selbst aus. Enthalten »hinführen« und »fortführen« die Bewegung auf ein Ziel hin oder von einem Standort weg, so hebt »durchführen« auf das Ziel ab und dies im Sinne der Modalität: das »Durch«, der Gedanke an das Erreichen wird wichtiger als das Führen. Dieses Kompositum nähert sich merklich der Abstraktion, womit sich der Umstand reimt, daß sein Objekt nur sächlicher Art sein kann. Die Ankunft am Ziel wird nicht als Ergebnis einer Bewegung gesehen, sondern als Leistung, ja als Bewährung gedeutet. Im Vordergrund stehen jetzt die Zähigkeit, die Unbeirrbarkeit, sogar die Härte des Führenden gegen sich selbst oder gegenüber den Geführten. Eher das Beharren bis ans Ende wird festgestellt als die Ankunft am Ziel. Das Wort eignet sich deshalb zum Prädikat ebenso im Führungs- wie im Führerzeugnis: derart kann der vollkommene Gehorsam belobt werden, aber auch die selbständige, unbeugsame Voraussicht. Verglichen mit den anderen Kompositformen von »führen« ist diese am wenigsten wertneutral. Gar leicht kann sie den Geschmack des Imperatorischen erlangen.

Gebrauch und Geschichte: Zunächst war es wohl der Gedanke an ein angefangenes Tun, vielleicht auch an die mit dem Fortgang verbundenen Schwierigkeiten, der dem Sprecher das »durchführen« und »die Durchführung« eingab. In diesem Sinne gebraucht, gerät das Wort in die Nähe von »beenden, »vollenden«, »vollbringen«, »fertigmachen, fertigstellen, fertigbringen«. Aber auch die Nachbarschaft von »ausführen« wirkte leidig herüber: das Ende gilt für die ganze Sache. Ein »durchführen«, das sich, derart verstanden, schon verunklart und etwas unsauber verallgemeinert, hält nicht mehr weit von »besorgen«, »unternehmen«, »veranstalten«, endlich vom allgemeinsten »tun«, »machen«. Das Bemerkenswerte liegt darin, daß von einem gewissen Zeitpunkt

an – als *terminus post quem* wird wohl das Jahr 1933 gelten müssen – alle begriffsverwandten oder benachbarten Zeitwörter, die soeben notiert wurden, von dem einen und einzigen »durchführen« (und seiner nominalen Auspolsterung »zur Durchführung bringen«) so gut wie völlig aus dem Sprachgebrauch verdrängt wurden. Dabei ist es trotz den wiederholten Einreden bis zum heutigen Tag, mindestens im Büro- und Nachrichtenwesen, so ziemlich verblieben.

Kommentar. Eben diese Zähigkeit, welche die Alleinherrschaft von »durchführen« bewiesen hat, ist auffällig. Wird doch der Sprachgebrauch dieser Jahre vor allem durch den raschen Wechsel der Moden gekennzeichnet: ein selteneres Fremdwort, eine auffällige Metapher, soeben erst von einem namhaften Sprecher, einem Staatsmann etwa, gebraucht, erscheint alsbald in unzähligen Radio- und Zeitungskommentaren, Versammlungsreden, sogleich in Diskussionen und Gesprächen, auch wenn sie einem ganz anderen Zusammenhang gelten, als der es war, in dem jenes Wort, manchmal nachweisbar, zum ersten Mal erschien. So wurde, ein Beispiel für viele, aus »integrieren«, »Integration« in kürzester Frist ohne alle Beifügung geradezu das Schlüsselwort für die Orientierung der deutschen Außenpolitik nach Westen, ja noch mehr, zu einer und der einzigen Vokabel, wenn irgendwo und irgendwie auch nur im entferntesten das Verhältnis vom Teil und vom Ganzen im Spiele war. So rasch und stürmisch das Wort in Flor kam, so schnell und völlig ist es aus dem allgemeinen Sprachgebrauch wieder verschwunden. Nicht aber das Monopol von »durchführen«. Der Lärm freilich, so möchte man sagen, den das »Durchführen« und die »Durchführung« vor Jahren in jedem einzelnen Fall der Anwendung verübt haben, scheint nicht mehr so groß. Scheint es oder ist es so? Der Vorrang, den unser Wort so rasch wie völlig vor sinnverwandten oder sachnahen Ausdrücken vor Jahren gewann, hing wohl mit einer Änderung von Stil und Tonart der Behördensprache

zusammen: An Stelle der Ämter traten die uniformierten und gestiefelten Führer. Sie waren nicht nur allenthalben sichtbar, sondern alle *ex officio* martialisch, Wiederholungen des einen Führers. Der persönliche Artikel auf dem Briefkopf – Der Schulungsleiter – galt nicht der Person und ihrer Individualität, sondern dem Führerprinzip. Die so plötzliche Inflation, die unsere Vokabel erfuhr, hatte also durchaus ihre Folgerichtigkeit: Befehle werden ausgeführt. Hat man nicht nur die Vollzugsmeldung im Sinne, sondern auch die mancherlei Hindernisse, die zuvor zu überwinden waren, dann wird rechtens »durchführen« gesagt. In jener Zeit war auch oft von einem Wörterbuch zu hören, in dem das Wort »unmöglich« nicht vorkomme oder nicht vorkommen dürfe. Im »durchführen« der vielen Erlasse oder Befehle steckte deshalb weniger das »Ausführen« als das »Durchgreifen« der oft bemühten eisernen Faust. Diese untergründige Beimischung gab dem Wort etwas Klirrendes, und dieses Geräusch wurde damals gerne, oft gedankenlos hervorgebracht: es gehörte zum neuen Stil der Waffenröcke und Stiefel, welch letztere häufiger in Amtszimmern als in Pferdeställen dröhnten. Was blieb dem Blockwart und schließlich dem Unterkunftsleiter, als welchen sich »im Zug der Zeit« der Hotelier zu verstehen hatte, anderes übrig als das unablässige Durchführen, auch wenn es sich um so zivile Dinge handelte wie Essen, Schlafengehen und dergleichen. Da nicht nur das Funktionieren des Staatsapparates, sondern auch das Zusammenleben der Menschen allein auf Befehlen und Gehorchen beruhen sollte, war die Alleinherrschaft von »Durchführen« folgerichtig. Die Führer waren eines Tages verschwunden, aber das Durchführen blieb, obwohl an die Stelle der Schulungsabende Wahlreden, Vorträge, Aussprachen, Konzerte, Auslandsreisen, gesellige Abende getreten waren. Alle diese Veranstaltungen werden nach wie vor wacker durchgeführt. Höflichkeit wollte man wieder hören, sehen und zeigen (wer wußte schon, wie schwer und langsam sie sich, wenn überhaupt, erlernt?), und so verband

sich jetzt mit der Durchführung die ergebenste Bitte, man möchte sich doch gütigst daran beteiligen.

Nein, man will nicht mehr klirren und schon gar nicht drohen, dennoch wird man der Nüancen zwischen sachlicher Beendigung, rechtens gefordertem Vollzug, freiwilliger Beteiligung und bloßem Tun nicht mehr gewahr: der christliche Männerverein führt seine Bildungsarbeit durch, die Schulen ihre Ausflüge, die Sportsleute ihre Wettkämpfe, die Altersgenossen ihre Fünfzigerfeier, die Theater ihre Vorstellungen. Sie alle, so scheint es nach dem Wortlaut, mit wenig Lust, aber in bitterer Entschlossenheit.[1] Der sachgerechte Gebrauch des Wortes ist heute das Privileg der Tiefbauämter: sie führen, nach Genehmigung des neuen Haushaltsplanes, den angefangenen Tunnel vollends durch. Nicht mehr »im Dickicht der Sprache«, wie der Titel eines verdienstvollen Buches lautet, irrt der Mensch dieser Zeit umher. Dort gälte es zu kriechen und zu suchen, zu spähen und sich zu regen. Dem Zeitgenossen erscheint Sprache als ein veraltetes, viel zu kompliziertes Räder- und Hebelwerk, das er auf die Einfachheit seiner bequemeren, neuen Matrizengeräte bringen möchte: er weiß von etwas, das geschehen soll, schon drückt er den Hebel, und heraus kommt das eine und gleiche »durchführen«. Kein Imperator klirrt und droht mehr, ein hilfloser, eilfertiger Hantierer klappert unfroh auf überkommener, unverstandener Maschine. Nicht mehr in der Uniform des Übermenschen steckt er, sondern im verwetzten Bürokittel des armen Schluckers. a. o.

[1] »Für einen geringen Monatsbeitrag führen wir wieder im Rahmen unserer Bestattungskostenversicherung Ihre dereinstige Erd- oder Feuerbestattung unter Erledigung sämtlicher Wege durch« – so ließ es ein Agent drucken und im Postwurf-Verfahren an die Haushaltungsvorstände senden.

Echt – Einmalig

Die Wörter haben mehr miteinander gemein als den Anfangsbuchstaben. Sie entspringen beide, wie so viele Lieblingsausdrücke des Unmenschen, dem Bedürfnis nach Steigerung, möglichst bis in den Superlativ. Nur daß die Richtung im einen Fall – bei *einmalig* – ganz nach außen, nach oben, in die schwindelnden Höhen des noch nie Erreichten geht; bei *echt* aber geht sie nach innen, ins Vertrauliche, »Menschliche«, schnurstracks bis an die Herznaht. So erklärt es sich, daß »einmalig« in *Hitlers* Reden eine große und inflationäre Rolle spielte und wohl von ihm und seinen Stilkopisten wenn nicht erfunden, so doch zu seiner unguten Bedeutung gebracht worden ist. »Echt« wiederum, in seiner gleichsam vergißmeinnicht-treuen Art, hat erst im feierlich wieder verkündeten demokratischen Zeitalter seinen vollen Flor erlangt. Es ist nicht mehr wegzudenken aus dem Wortschatz und vor allem aus dem Adjektiv-Portemonnaie des öffentlichen Redners: aus ihm holt er die Kupfermünze, wertbeständig und doch bescheiden, die ihn als einen Mann der guten alten Sitten zu erkennen geben soll. Es heißt wohl niemandem Unrecht tun, wenn man vermutet, daß dieses wie aus fortgesetzt bloßliegenden Seelentiefen hervorquellende »echt« nicht allzuweit vom »Anliegen« beheimatet ist: in den zunächst internen, bald aber ins öffentliche Leben überschlagenden Auseinandersetzungen der evangelischen Kirchen. Puritanertum schimmert ganz entfernt auf, wo immer auf die nachweisliche »Echtheit« eines »Anliegens« so viel exegetischer Daumendruck verwendet wird. Inzwischen aber sind beide Wörter längst von allem puritanischen Skruplertum weit entfernt und im festen Besitz des marktgängigen Lautsprechers: »echt« sowohl als das um nichts in seinem Ansehen geminderte »einmalig«.

Fangen wir mit diesem an. Es gehört von Hause aus zu den Zahlwörtern, und zwar zu den sogenannten Multiplikativen, die uns angeben, *wie oft* sich eine Sache ereignet. In der Tat haftet ein Moment enger Auswahl dieser Wortgattung an: über zehn-, zwölf- oder zwanzigmal wird selten hinausgezählt; jenseits solcher Grenze hört das Mitzählen auf, interessant zu sein, und es beginnt der Bereich des Massenhaften und Unqualifizierten, mit dem hoffnungslosen Klageschrei: »Hundertmal, tausendmal hab ich dir umsonst gesagt...« Es ist wahrhaftig nicht einerlei, ob ich im Leben nur einmal oder öfters einen Rausch gehabt habe, ob ich einmal, dreimal oder gar fünfmal verheiratet war, oder, wie Blaubart, ein dutzendmal. Die Multiplikation bezeugt zwar – in jenen vernünftigen Grenzen des allein noch Abzählenswerten – einen wachsenden Bestand von Erlebnis und Erfahrung; gleichzeitig aber zehrt sie mit der geometrischen Progression des wiederholten Sündenfalls an der Unschuld und Würde des ersten, erstmaligen und »einmaligen« Erlebnisses. Daher der hohe Wert, der diesem beigelegt wird und der sich auf alles überträgt, was in seiner Gattung einzigartig – oder sagen wir es besser mit dem Fremdwort: *unik* – zu sein scheint. Das wirklich Unike haben wir ja, wie das Wort Gattung sagt, auf Erden noch nie angetroffen.

Die multiplikativen Zahlwörter können ihrem Wesen nach eigentlich nur als Adverbien auftreten, da sie ja – auf die Frage »Wie oft?« antwortend – über die näheren Umstände eines Vorgangs, nämlich über dessen größere oder geringere Wiederholbarkeit, Auskunft geben. Ebensowenig wie »kürzlich« oder »teilweise« ist das Wort »einmal« geeignet, sich vom Adverb zum Adjektiv aufzuwerfen, und doch ist bei allen drei Wörtern diese unorganische Verwandlung geschehen. Während aber das Sprachgefühl noch aufzuckt, wenn es lesen muß: »Bei ihrer kürzlichen Unterhaltung beschlossen die beiden Staatsmänner...«, oder: »Auch auszugsweiser Nachdruck untersagt«, erweckt das Adjektiv »einmalig« keine solche Abwehrreaktion mehr. Es

ist aufgenommen; es scheint auch unentbehrlich. Und was bedeutet es? Komische Frage! Das einmalige Auftreten – einer Sängerin, einer Artistentruppe – wird mir angekündigt als der rein numerische Hinweis, daß ich nur einmal (und nicht etwa die ganze Woche hindurch) Gelegenheit habe, die Künstler in der Stadthalle auftreten zu sehen. Sicher ist auch der Dringlichkeits-Hinweis enthalten, der aus jeder »einmaligen« Gelegenheit gleich eine besonders rare und werthaltige machen möchte; aber der vom Unmenschen noch nicht geknechtete Zuhörer läßt sich von solchem Unterton nicht bluffen, sondern hält sich allein an die Zahlenangabe: *einmal* stattfindend, *zweimal* stattfindend – womit über die Qualität des Vorgangs noch nicht das geringste ausgesagt ist.

Wäre es dabei geblieben, so stünde das Adjektiv »einmalig« ein bißchen untergeordnet, aber unbescholten im Wörterbuch. Indessen hat der Unmensch eines Tages den Schlager gehört: »Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder, das ist zu schön, um wahr zu sein...« – und beim Anhören dieser populären Gedankenlyrik kam ihm die Erkenntnis, daß sich das Wort »einmalig« außer auf die nur einmal *stattfindenden* Vorgänge, Gelegenheiten, Angebote und dergleichen zwanglos auch auf die nur einmal *vorhandenen* Erscheinungen anwenden lasse und daß dabei köstliche Möglichkeiten der Propaganda herauszuholen seien. Kein Zweifel, Mozarts Don Giovanni gibt es nur einmal; nenne ich diese Oper also ein »einmaliges Werk«, so habe ich formalphilologisch die Wahrheit gesprochen und gleichzeitig ein unbezahlbares Schmuckwort gefunden, das ich künftig bei jeder mir zusagenden Gelegenheit ins Gespräch pfeffern kann. Gesagt getan: von Fräulein Müllers Leistung in der Rolle der Maria Stuart bis zu Gauleiter Murkslers Verdiensten um die Industrialisierung von Pinne an der Knatter ging alles und jedes unter der Spitzmarke des »Einmaligen«. In seinem Einmaligkeitstaumel kam es dem Unmenschen nicht einmal darauf an, auch von »einmaligen

Erfolgen« seiner Wehrmacht zu sprechen und zu schreiben, obwohl ihm da die Überlegung hätte in die Quere kommen müssen, daß ein einmaliger Erfolg ein vorübergehender, trügerischer, sich nicht wiederholender Erfolg ist, wie ihn kurzlebige Gestalten aus der Geschichte berauscht erlebt haben, bevor sie in ihren Untergang stürzten. So wird der Unmensch zuweilen ungewollt zu seinem eigenen Propheten.

Was der Unmensch mit seinem »einmalig« auszudrücken gedachte (und munter weiter auszudrücken versucht), das nannte eine frühere Zeit »einzigartig« oder »einzig«. Die Hohenzollern haben eine Zeitlang versucht, Friedrich den Großen als »Friedrich den Einzigen« auf die Nachwelt zu bringen. Auch das wäre ein Schmuckwort gewesen, aber doch immerhin ein sinnvoll gebildetes. Menschen oder Dinge von einmaliger Schönheit, Bedeutung oder Größe gibt es nicht, weil Schönheit, Bedeutung und Größe nicht einmal oder mehrmals abgespielt, wohl aber auf einzigartige Weise (ruhend!) verkörpert werden. Eben diese Verkörperung und Konzentration des Wesentlichen verleiht dem betreffenden Exemplar auch das Gepräge der »Echtheit«, so daß wir denn unsere beiden strittigen Ausdrücke nun glücklich an einem Schnittpunkt beisammen haben. *Echt* ist seiner Herkunft nach die genaueste deutsche Entsprechung von »legitim«: insofern es nämlich auf das Wort »Ehe« und auf dessen Begriffsgleichheit mit dem Wort »Gesetz« zurückgeht. Du bist vom echten Stamm, das heißt: du gehörst ehelich, unverfälscht und mit untrüglichem Ursprungssiegel dem erwählten Geschlechte an und besitzest einen Qualitäts-Freibrief unter allen deinesgleichen. Durchaus naheliegend und zwingend der Übergang von dieser familiär-genealogischen Anwendung des Worts zu seiner kommerziellen: als Bezeichnung einer Herkunfts- und Qualitätsgarantie stofflicher Art, im Sinn des Genuinen. Echt schottische Wolle, echt irisches Leinen, »ächt« (wie es auf den Reklamebildchen in unserer Jugend hieß) Franck's

Feigenkaffee. Wortsinn und Werbesinn hafteten streng aneinander; es gab kaum ein intakteres Wort.

Dem Unmenschen bleibt solches nicht verborgen. Wo er eine solche unverbrauchte Blüte findet, da bricht er sie und steckt sie sich als Schmuck an den Hut seiner Rede. »Mit echter Besorgnis beobachtet die Regierung...« – offenbar ist es ihr auch schon widerfahren, daß sie die Besorgnis nur geheuchelt hat, und damit dieser Verdacht von vornherein ausgeschlossen sei, greift der Sprecher nach dem Warenzeichen »echt«. Täte er es als Fabrikant, so riskierte er ein Strafverfahren: denn dann könnte ihm nachgewiesen werden, daß nicht jede seiner Fasern echte Wolle, nicht jeder süße Brotaufstrich, den er verabreicht, echter Bienenhonig ist. So aber bleibt er unangefochten und braucht keinen Staatsanwalt zu fürchten, wenn er unterschiedslos Besorgnis, Teilnahme, Friedensbereitschaft, Solidarität, Verantwortungsgefühl und was es sonst noch an international gefragten Verpflichtungen geben mag, mit dem Attribut »echt« versieht. Nachzuweisen, denkt er, ist auf diesem Gebiete sowieso nichts: da alles ohnehin eitel Seifenschaum ist, kann von Nachprüfung der Materialechtheit keine Rede sein. So wird »echt«, dieses schlechthin feststellende und unterscheidende Adjektiv, das über die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Kategorie entscheidet und sonst nichts, glücklich hinübergeschmuggelt ins Magazin der Beteuerungen und Schmuckwörter. Noch hat sich zum »einmaligen Erfolg« kein Parallelausdruck mit »echt« eingebürgert, etwa: echte Gewissenlosigkeit oder echte Unentschlossenheit; aber das kann jeden Augenblick geschehen, da der Unmensch im Rausch seines Sprach-Umschöpfertums alle Hemmungen des Verstandes von sich abwirft. Wenn wir zum ersten Mal lesen, es sei eine Tat von »einmaliger Echtheit« oder von »echter Einmaligkeit« geschehen, dann werden wir hoffen dürfen, daß beider Wörter Götterdämmerung gekommen ist. W. E. S.

Einsatz

Worterklärung: Das Wort ist vom Verbum her entstanden. Von »einsetzen« kommt auch »Einsetzung«, worin die verbale Herkunft deutlicher spürbar wird: die Einsetzung meint ausschließlich einen Akt, und deshalb wird im Wortgebrauch ein Subjekt stets mitgedacht. Beides, Subjekt und Objekt, sind bei der »Einsetzung« immer personaler Art: Könige, Präsidenten, Bischöfe, überhaupt Personen werden als Amtsvorstände eingesetzt, und die Einsetzung kann gleichfalls nur von einer Person vorgenommen werden, die hiezu eigens befugt ist. Hingegen hat sich im »Einsatz« das Moment der Aktion ziemlich verdunkelt: häufig genug bezeichnet dieses Wort einen Teil, ein zweckhaft geformtes Stück an einem Gerät oder an einem Kleid, manchmal auch eine Geldsumme, jedenfalls also eine Sache. An die Stelle des Aktes ist, wie man sieht, sein Instrument und zugleich sein Ergebnis getreten. Aus diesem derart zuständlichen und gegenständlichen Substantiv »Einsatz« wurden sekundäre und, wie sich zeigen wird, scheinhafte Verbalbildungen entwickelt: »im Einsatz stehen«, »zum Einsatz kommen«, »zum Einsatz bringen«. Die beiden Substantive »Einsetzung« und »Einsatz« heben sich also sehr deutlich voneinander ab: dort stehen Tun und Personen im Vordergrund, hier Instrument und Sache. Gemeinsamkeit zwischen beiden Substantiven besteht insofern, als in beiden die Vorstellung der Lücke enthalten ist: das Amt ist noch nicht oder nicht mehr besetzt, in das der neue Würdenträger eingesetzt wird, ohne den erforderlichen Einsatz sind gewisse Geräte und Kleider unvollständig und nicht brauchbar. Eine Lücke ist es auch, die auf dem Spieltisch der Einsatz des Wettenden oder des Spielenden schließt. Dann erst kann das Spiel, dort der Gebrauch, dort wiederum das Amtieren beginnen.

Wortgebrauch: So ist also »Einsatz« nichts anderes als die kollektiv-uniforme Bezeichnung für verschiedenartige Sa-

chen: Geldbetrag, Teilstück aus Porzellan, Metall, Textilzeug. Wichtig an ihm ist allein seine Tauglichkeit, funktionaler Teil eines größeren, vorausgesetzten Ganzen werden zu können. Dem knappen, stumpfen Wortklang entspricht die sachlich-technische Geltung: ein recht unpoetisches Wort ist es, des Reimes niemals fähig, ohne Atmosphäre und Pathos. Auffällig ist auch die Lückenbüßerei, die es, genau besehen, zum Los hat: es muß Dinge bezeichnen, die trotz ihrer funktionalen Wichtigkeit meist gar keinen eigenen und wirklichen Namen haben. Nun, Porzellan- und Metallstücke, Stofflappen werden nicht erst gefragt. Sollte man meinen, daß ein Mensch Lust haben könnte, »Einsatz« genannt zu werden oder auch nur als solcher zu gelten? Erstaunlicherweise ist dem aber so, und dies sogar im Sinne eines Ehrentitels.

Ein Dichter war es, dem es eingefallen ist, den funktional-sachlichen Gebrauch von »Einsatz« mit dem aktiv-personalen auf höchst bildkräftige Weise zu verschränken. Wir denken an die Zeilen aus *Schillers* Lied, mit dem Wallensteins Lager schließt:

> »Und setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein.«

Die Soldaten, die so singen, setzen ihre Person als Einsatz in dem Glücksspiel, als das sie ihr Leben verstehen. Sie sind also Einsetzer und Einsatz zugleich, und in dieser gleichnishaften Identifikation finden sie den richtigsten, kräftigsten Ausdruck für ihre Existenz: aus der Fülle des Lebensmutes und vor allem im Namen der Freiheit geschieht es, daß die soldatischen Abenteurer sich selbst preisgeben. Dies allein und nichts anderes wird von ihnen ausgesprochen. Von irgendwelcher Anstrengung oder von irgendwie löblichem Streben ist in diesen Worten nicht die Spur. Voraus geht ihnen vielmehr die verächtliche Absage an bürgerlichen Gewerbefleiß, an redliche Stetigkeit, an jeglichen Zwang. Kein Bekenntnis von Tugendhaften wird in diesen Versen

vernommen, sondern von »Libertinern«, wie der junge Schiller im Personenverzeichnis die Gefährten des Karl Moor auf seinem verbrecherischen Weg genannt hat.

Deshalb ist es zum Verwundern, daß just die Schule heute vom »Einsatz« einen merkwürdigen Gebrauch macht. Sie denkt nämlich an Fleiß und Mühe und nur daran, wenn sie in der Schlußzensur sagt, der Sekundaner Otto habe sich zwar »voll eingesetzt«, aber dennoch das Klassenziel nicht erreichen können. Vom glücklicheren Primaner, an dem jedoch nichts Bestimmtes mit gutem Gewissen gerühmt werden kann, heißt es im Reifezeugnis etwas kahl, etwas sibyllinisch: »Sein Einsatz war lobenswert.« Das Wort ist also nicht zur genauen Äquivokation von »Fleiß« heruntergekommen und domestiziert worden, wie man im Hinblick auf die Wallensteiner zunächst fürchten möchte: hätte der Sekundaner versetzt werden können, wäre an dem Primaner etwas Habhaftes, Eindeutiges zu loben gewesen, dann stünde auf dem Formular »ist sehr fleißig gewesen« oder »lobenswert war sein Fleiß«. Erfahrene, leidgeprüfte Eltern oder wer sich sonst auf den schulamtlichen Jargon der Zensuren verstehen mag, spürt, ja weiß, daß das »setzte sich meistens voll ein« nichts anderes ist als ein wohlanständiges, etwas schnörkelig geformtes Feigenblatt: jene Redensart deckt zu, verschweigt eher, als daß sie wirklich bezeugt. Gebraucht wird sie nicht zuletzt in der Erwartung, die lesenden Eltern möchten aus ihr etwelches Lob heraushören und sich dadurch zu dem »take it easy« überreden lassen. Diese Hoffnung ist jedoch nach dem, was wir zunächst über »Einsatz« gehört haben, nicht zu verstehen. Wie kam überhaupt die Schule zu diesem pfiffigen *en tout cas* von Zensurprädikat?

Wir müssen noch einmal auf das Verbum »einsetzen« zurückgreifen. Dieses wurde, vielleicht erst im Krieg von 1914, zum militärischen Terminus: »damals lagen wir bei Verdun, wurden aber nicht eingesetzt«. So und ähnlich lautete es wieder und wieder in Erzählungen von Kriegserlebnissen.

Fast ausschließlich den passivischen Gebrauch hörte man in solchen Berichten. Denn der aktive hätte den Generalsrang des Erzählers vorausgesetzt, abgesehen davon, daß sich Generäle nach 1918 mindestens in einem zivilen Zuhörerkreis schwerlich zu der Wendung entschlossen hätten: »Ich habe damals meine Division im Abschnitt Maasbogen eingesetzt.« Zu einer solchen Ausdrucksweise wäre dem genauen Sachverhalt nach auch nur der eine Ludendorff befugt gewesen, und vielleicht sogar dieser, sicherlich aber seine nachgeordneten Kollegen hätten sich nach 1918 der Möglichkeit versehen müssen, daß unter den Zuhörern jemand hätte sein können, der damals »zum Einsatz gekommen« war und daran nunmehr recht geharnischte Gedanken knüpfte. Das Passiv war also beim Rückblick auf die Kriegserlebnisse an Marne und Somme entschieden die Regel, und zwar ein echtes, unverhülltes, sozusagen zugegebenes Passiv: »wir sind eingesetzt worden«. Dieser Gebrauch hatte seine sprachliche und sachliche Richtigkeit: das Regiment oder die Division ist von der Heeresleitung in die Frontlücke eingesetzt worden, und durch diesen Einsatz wurde das Ganze der Kriegsmaschine wieder funktionsfähig.

Später gebrauchte man statt des klaren Passivs die hilfszeitwörtliche Umschreibung »wir kamen zum Einsatz«. Gegenüber dem »wir wurden eingesetzt« besteht nicht nur ein Unterschied der Wortbewegung; die beiden Wendungen sind nicht so synonym, wie man es zunächst meinen möchte. Zwischen beiden liegt ein Stück Geschichte der Sprache und zugleich der politischen Läufte. Ihr erster Teil ist in der Ausdehnung militärischer Termini auf unmilitärische Bereiche zu sehen: die »Abschnitte«, ehedem Markierungen auf der Generalstabskarte, denen in der Natur zerschossene Landschaft entsprach, waren nunmehr großstädtische Wohnquartiere, die mit jeder Art von Zerstörung noch unbekannt waren. Idyllische Dörfer mitten in Deutschland hießen nun »Stützpunkte«. Frauen erhielten »Einberufungsbefehle« zu

»Freizeitlagern«. Ich denke, man erinnert sich noch an diese Sprachbräuche, auch an die Zeit ihres Aufkommens. Nur Stumpfsinnige konnten sie übersehen, und für richtig wurden sie nur von den völligen Konformisten jener Zeit gehalten. Fast alle täuschten wir uns jedoch über ihren Ernst: Was wir für geschmacklos-alberne Soldatenspielerei hielten, war in Wirklichkeit bereits der totale Krieg lange vor seiner ausdrücklichen Erklärung. Die ausländischen Botschafter saßen alle noch hochgeehrt in Berlin. Sie und die Deutschen wußten noch nichts davon, in welchem Maß durch die Sprache künftige Wirklichkeit vorgebildet, ja recht eigentlich geschaffen wird: auch heute noch, nicht nur in ehrwürdiger Vorzeit, hat die Sprache magische Kraft. Lächerlich erschien es uns damals, daß Laienspiel- und Volkstanzgruppen nicht mehr auftraten, sondern »zum Einsatz« kamen. So albern wir das fanden, so völlig erfüllte sich in jenen, keineswegs heiteren Vorkriegsjahren das Wort »Einsatz« mit dem düsteren Pathos von Wehrwürdigkeit, Opferbereitschaft, unabhängig von der Unerheblichkeit des jeweiligen Gegenstandes. Jeder, auch der simpelste Auftrag, jeder befohlene Zeitaufwand wurde durch die Bezeichnung »Einsatz« von der Glorìole eines denkwürdigen Dabeigewesenseins überstrahlt. Der Ruhm auf Vorschuß war es wohl, welcher der notdürftigen Drapierung des völligen Passivs, jenem Pseudo-Aktivum von »zum Einsatz kommen« den Erfolg verschaffte: auch dorthin zu kommen, wo andere so bewundernswert gestanden hatten oder schon wieder standen, nämlich im Einsatz, das sollte geradezu als Berufung gelten. Etwas so Großartiges, ein so absoluter Wert, – »absolut« im wörtlichsten Sinne – war der Einsatz jetzt geworden, daß er ohne jede nähere Bestimmung zum Objekt echten Tuns werden konnte, zum »inneren Objekt«, wie die Grammatik das nennt: so bezeugten die Soldbücher die Zahl der »Einsätze«, die ein Kampf- oder Nachtflieger »geflogen« hatte. »Einsatzbereit« bezeichnete damals nicht so häufig funktionsgerechten Zustand von Zündkerzen und anderen

Maschinenteilen; vielmehr von einem Menschen konnte nichts Höheres gesagt werden, als daß er »einsatzbereit« sei, und dies schlechthin und hundertprozentig. Unter diesem rühmenden Prädikat war ungefähr, kaum spezifizierbar, subsumiert: Mut, Entschlossenheit, Selbstverleugnung, vor allem jedoch Ernst in allen Schattierungen, männlicher, reifer, lebensverachtender, tödlicher Ernst. Der also Bezeichnete konnte nicht anders als sakrosankt sein, solange er noch lebte. Sakrosankt und zugleich nichts, denn der Einsatzbereite verkörperte ja die Maxime der Spruchbänder: »Du bist nichts, dein Volk ist alles.« Heute kommen nicht mehr Knaben, alte Männer und Frauen zum Einsatz im totalen Staats- und Kriegsapparat, sondern Preßluftbohrer und Krane etwa auf der Baustelle der Fa. Kümmerle & Co. Allein aus der verhüllenden Schulzensur »lobenswerter Einsatz« schimmert noch eine Spur vom heroischen Glanz, der einst aus dem Wort, wie von einer Rüstung aus schwarzem Stahl, strahlte. Wie jählings jener Glanz im Frühjahr 1945 erblich, selbst für die, deren Augen das nicht mit ansehen wollten, – das ist anscheinend nicht mehr allgemein bewußt. Deshalb muß man daran gehen, das Wort »Einsatz« endgültig zu entzaubern: Wir empfehlen den verehrlichen Lehrerkollegien, den Passus vom lobenswerten Einsatz fortan ausschließlich dem vorbereitenden Eingang zu der Mitteilung vorzubehalten: »konnte leider nicht versetzt werden«. a. o.

Frauenarbeit

Worterklärung: Als Kehrseite zu den Vorzügen, die den zusammengesetzten Substantiven zukommen, gesellt sich nicht selten die Undeutlichkeit des Verhältnisses von Subjekt und Objekt. Wer zum Beispiel »Berufslenkung« zum ersten Mal liest oder hört, kann zweifeln, ob »Beruf« in dieser Koppelung als Subjekt oder Objekt des Lenkens zu verstehen sei. Hingegen scheinen in »Frauenarbeit« die Frauen zweifellos das Subjekt der Arbeit zu sein. So hat man denn auch das Wort, mindestens seitdem es Fabriken gibt, verstanden. Subjekt sind die Frauen auch bei dem mehr sächlichen Gebrauch des Wortes nach Art von »Handarbeit«, also wenn von Gebilden die Rede ist, die von Frauen hergestellt wurden oder wenn von einer Arbeitsleistung gesprochen wird, die Frauen zugemutet oder in besonderer Güte von Frauen erwartet werden kann. Seit einiger Zeit ist aber auch der entgegengesetzte Fall im Sprachgebrauch anzutreffen, in dem die Frauen als Objekt gedacht sind, also Frauenarbeit als Arbeit, die sich auf Frauen bezieht und an Frauen getan wird.

Wortgebrauch. Solche Arbeit – es ist eine ganz bestimmte – geschieht aber nicht nur an Frauen. Es gibt nämlich auch Männerarbeit, Jugendarbeit, Krankenarbeit, Trinkerarbeit, Schwachsinnigenarbeit. Immer sind die Menschen Gegenstand, in diesem Fall richtiger gesagt »Feld«, jener Arbeit. Sie wird nicht von irgendwem einfach vorgenommen, verrichtet, besorgt, ausgeführt, wie dies gemeinhin mit der Arbeit geschieht. Sondern die Tätigkeit der auf jenen Feldern Arbeitenden wird fast ausschließlich so bezeichnet: sie »stehen in der Frauen-, bzw. Männer-, bzw. Jugendarbeit«. Die Arbeit erscheint in diesem Falle also als Stand, als Zustand und Berufsstand, ja es ist, als ob etwas von »Gnadenstand« mitschwinge. Nicht als Reihe bestimmter Verrichtungen, nicht als umgrenztes Tun oder jeweiliges

Pensum wird jene Arbeit an Frauen, Männern, jungen Leuten gesehen, vielmehr als weitreichender, viele Köpfe und viele Dinge einschließender Zusammenhang. Auf eine Aufgabe wird im Ungefähren hingedeutet, die so lange gestellt, so lange niemals endgültig zu spezifizieren, zu fixieren und zu bewältigen ist, als es Frauen, Männer, Jugend gibt.

Etwas anders beschaffen zu sein scheint die Zusammensetzung »Missionsarbeit«, wiewohl auch in ihr »Mission« als Objekt zu nehmen ist. Die Abweichung gegenüber der Frauenarbeit liegt allein darin, daß »Mission« eine Tätigkeit bezeichnet: hier ist also offenbar von der Arbeit die Rede, welche die Mission macht oder die im Missionieren besteht, so wie das etwa auf die Zusammensetzungen »Flickarbeit« und »Putzarbeit« zutrifft. Der einschlägige Sprachgebrauch belehrt aber anders. Er setzt die Wendungen: »Herr M. ist Missionar« und »Bruder M. steht in der Missionsarbeit« einander gleich – der Sache nach. Hingegen liegt der Unterschied der Partnerschaft und der Sprechsituation auf der Hand: im ersten Fall wird nach draußen, zu Uneingeweihten gesprochen, im zweiten nach innen, zu Zugehörigen.

An dieser Beobachtung ist aber dies abzunehmen: »Arbeit« gilt in den angeführten Zusammensetzungen gar nicht wörtlich und eigentlich, sondern wird vielmehr als Anspielung genommen. Jene Zusammensetzungen insgesamt weisen zurück auf die mancherlei neutestamentlichen Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberg oder auf dem Ährenfeld (insbesondere auf Matth. 9, 37). Es findet also bei jenem Sprachgebrauch gewissermaßen eine doppelte Verschleierung statt: zunächst in der Anspielung auf die Arbeit überhaupt, sodann in der Anspielung auf ein Gleichnis. Solcher Potenzierung müßte rechtens ein *diminuendo* als Wirkung entsprechen. Denn die Gleichnisse der Evangelien entsprechen allesamt dem Beginnen, das Vergil so oft mit »magnis componere parva« (= das Große im Kleinen zu spiegeln) entschuldigt: sie untertreiben, indem sie das

Überirdisch-Geistliche mit dem Irdisch-Weltlichen vergleichen.

Wie verfährt aber, um an eine weitere Spezies unserer Gattung zu erinnern, das Wort »Bildungsarbeit«? Genau umgekehrt. Es verscheucht alle Leichtigkeit und Heiterkeit, die man in Griechenland und Rom und späterhin im europäischen Humanismus mit den Gegenständen und mit der Weise der Bildung zu verbinden pflegte: dort gehörte zu den Musen die Muße oder gar, bei den Römern, das Spiel. Ob sich nun in »Bildungsarbeit« die Arbeit auf Bildung bezieht oder sie gar zur Arbeit selbst macht, – in jedem Fall wird aus der Bildung ein schrecklich ernsthaftes, ja grämliches Wesen. Indessen schwebt auch um jene Gleichnisse des Neuen Testamentes, die das eine, was not tut (aber doch der angestrengten Mühe entzogen bleibt), in Beziehung setzen zu dem redlich-bescheidenen Tun im Weinberg und auf dem Erntefeld, – eben um jene Gleichnisse leuchtet eine geheime Heiterkeit. Zart und kaum faßbar ist sie: der Gottmensch redet als Menschensohn und treibt für menschliche Fassungskraft in Bildworten ein Spiel und ein Anspielen. Die Menschen sollten es nun nicht verderben, indem sie just aus der Anspielung auf das sublime Gleichnisspiel eine schwerlötige, absondernde und ein wenig wichtigtuerische Umschweifigkeit machen. Oder hält man Arbeit für eine solche Empfehlung? Bedarf es des Hinweises auf den Ernst und die Schwere der Arbeit, um die Verkündigung vor den Verkündigern und ihren Hörern zu legitimieren? a. o.

Gestaltung

Worterklärung: Zunächst muß von der Struktur des Wortes die Rede sein: sie ist durch das Anhängsel »*ung*« bestimmt. Derlei angehängte Silben, die Suffixe, erweitern nicht nur den Wortstamm, sondern geben ihm auch eine gewisse Sinnrichtung. Die Eigentümlichkeit der mit dem Suffix *-ung* gebildeten Substantive liegt jedoch gerade in ihrer meist etwas verschwommenen Doppelsinnigkeit. Vergleicht man »das Wandern« mit der »Wanderung«, »das Anschauen« mit der »Anschauung«, »das Dichten« mit der »Dichtung«, dann zeigt sich: der substantivierte Infinitiv meint deutlich ein Tun; unbestimmt (»infinit«) bleibt dieses nur hinsichtlich der Zeit. Zu der zeitlichen Unbestimmtheit kommt im Falle der Substantive auf »-*ung*« hinzu, daß sowohl ein aktives Verhalten durch sie ausgedrückt werden kann als auch sein sachlich-zuständliches Ergebnis: »Dichtung« kann das Tun eines bestimmten Dichters, ferner das menschliche Vermögen zu solchem Tun überhaupt bezeichnen, zugleich aber auch das einzelne Werk eines Dichters, ferner den gesamten Bestand an Gedichtetem. Diese Weiträumigkeit ist nicht allen Substantiven auf »-ung« in gleichem Maße zu eigen. In der Zusammensetzung wirkt der Stamm nach: es kommt darauf an, wie viel an dirigierender Kraft von ihm ausgeht. So bleibt beispielsweise »Schließung« näher bei einem aktiven und deshalb einigermaßen zielgerichteten Sinn: mehr das Schließen ist gemeint als das Geschlossenwerden. In »Bildung«, wie das Wort heute fast ausschließlich verstanden wird, nämlich im Sinne des lateinischen »eruditio«, ist die Modalität schwerer zu erkennen. Die wenigsten Sprecher denken an das aktiv-transitive »bilden«, schon eher an das reflexive »sich bilden«. Auch das passivische »gebildet werden« meint man kaum je als eigentliches und deutliches Passiv: das »werden« ist nicht mehr Hilfszeitwort, sondern versteht sich absolut (wie in »er wird Ingenieur«), und das

»gebildet« gilt als Prädikatsnomen (als Antwort auf die Frage »*was* wird er?«). So erklärt es sich, daß heute fast ausschließlich Vorstellungen zuständlicher Art im Verständnis des Wortes »Bildung« aufgehoben sind: Menge, Besitz, Gut, Wert, Seinsqualität. Daraus entspringt wohl die sonderbare Verschwommenheit, die für die private und öffentliche Diskussion kennzeichnend ist, wenn von »Bildung« die Rede ist; der Gedanke an ein Tun und deshalb an ein wirkliches Subjekt fällt dabei meistens aus.

Wie steht es in dieser Hinsicht um »Gestaltung«? Das Grimmsche Wörterbuch bestätigt, was der bloße Verdacht gegenüber dem Zeitwort »gestalten« eingibt: es ist vom Hauptwort »Gestalt« abgeleitet worden. Das geschah vergleichsweise sehr spät, in klarer Deutlichkeit erscheinen die Belege erst am Ende des 18. Jahrhunderts. Denn auch der substantivische Charakter von »Gestalt« bleibt ziemlich lange unentschieden: da wirkt das Zeitwort »stellen« (auch »gestellen«) nach. Denn »gestalt« ist zunächst nichts anderes als ein Partizip, das gleiche Partizip wie das heutige »gestellt«. Eigentlich müßte das Substantiv »das Gestalt« heißen. In der Tat findet sich dieses Neutrum in niederdeutscher und oberdeutscher Mundart älterer Zeit: hier wie dort bezeichnet »das Gestalt« eine recht sinnfällige Weise des Stellens, eine Vorrichtung nämlich, die sichtbare Form zum Ergebnis hat: das Mieder der weiblichen Tracht. Das fügt sich gut zu den Worten aus einem mittelhochdeutschen Text: »wie die magt gestellet an dem lîbe was«. Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein geht der ursprünglich partizipialische und der erst daraus entwickelte substantivische Gebrauch durcheinander, ja, noch im 18. Jahrhundert, bei Wieland wie bei Schiller, steht neben »dergestalt« (substantivisch) »bei so gestalten Sachen« (partizipialisch). Erst nachdem das Partizip »gestalt« aus dem Sprachbewußtsein verschwunden war und »Gestalt« nurmehr als Substantiv verstanden wurde, erst dann war die Ableitung des transitiven Zeitwortes »gestalten« möglich. Ob man nun »Gestaltung« von »Ge-

stalt« ableitet oder von »gestalten«, kommt also auf dasselbe hinaus: es handelt sich in jedem Fall um eine späte Bildung und um ein sekundäres Zeitwort. Das aktive Moment scheint gegenüber dem passiv-zuständlichen zu überwiegen: wer »Gestaltung« sagt, denkt wohl eher an ein Formen als an ein Geformtsein. Auch das ist nicht so wesentlich. Ob aber mehr das eine oder eher das andere verstanden wird, weder das eine noch das andere meint *irgendwelches* Formen oder gar ein bloßes Machen, sondern nur ein solches mit dem Ziel der Gestalt. Darin liegt sozusagen der Rang des Wortes.

Denn »Gestalt« trat neben zahlreiche sinnverwandte Substantive. Diese sind teils begrifflich-allgemeiner Natur – wie Aussehen, Beschaffenheit, Gepräge, Form – oder von handgreiflich-enger Geltung: Struktur, Wuchs, Statur, Figur. Der theoretische wissenschaftliche Sprachgebrauch bevorzugte im Lauf des 19. Jahrhunderts die ersteren, Handwerk und andere Praxis (z. B. das Paßwesen) hielten sich an die letzteren. So wurde »Gestalt« ein selteneres und erschien darum als ein altes und deshalb als ein feierliches Wort: er klang nach der Sprache der Lutherbibel, in der es nicht selten vorkommt, oder nach der des Gedichtes. In der Tat hat »Gestalt« das Gewicht eines Schlüsselwortes in einem erlauchten Bereich, nämlich in Goethes Werk: es heißt nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Goethes Gebrauch des Wortes habe Epoche gemacht.

Wortgebrauch: Eine Übersicht über diesen Gebrauch bedeutete freilich, genau besehen, einen recht umfangreichen Artikel in einem *Lexicon Goetheanum*. Das wird sich dereinst in einem solchen Werke zeigen. Ein gutes Teil der Belege schon bei Grimm stammt aus Goethischer Dichtung und Prosa, unter anderem eine Art Definition, die der Dichter dem Wort angedeihen läßt (leider ist der Fundort bei Grimm nicht ganz durchsichtig bezeichnet): »Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort ›Gestalt‹, er abstrahiert bei diesem Ausdruck von

dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei.« Dieser Deutsche ist Goethe selbst: so gebraucht er das Wort in seinen morphologischen Studien über menschliche und tierische Anatomie, über Pflanzen und Gestein, so erscheint es in den Äußerungen über Gegenstände der bildenden Kunst. »Gestalt«, als glorioser Endpunkt entelechischer Werdegänge der Bedrohung entrissen, die das Werdende vom Chaos und vom Dämonischen her erfährt, – Gestalt ist der hohe Glücksfall des Daseins und Erscheinens, das Bestimmteste, das sich wahrnehmen, das Klarste, das sich denken läßt. Ihr, als dem einen und letzten Ziel, gilt das »reine Anschauen«. Am vollkommensten erscheint Gestalt im Menschen und seiner Geistleiblichkeit, wie sich im ergreifenden Schlußwort der Wanderjahre zeigt: »Wirst du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! ... und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen und außen.« »Gestalt« ist für Goethe soviel wie Erfüllung, sei es, daß die Natur sie bildet oder der Mensch als Künstler. Hier wie dort geht es um »geprägte Form, die lebend sich entwickelt«. »Das Geschaffene regt sich fort in allem«, denn es ist zugleich »das Ewige«. Es »verwandelt« und es »gestaltet sich«. Es ist immer Subjekt und Objekt zugleich. Solche Unbestimmtheit, so bestimmt umrissen und geprägt für Goethe die Gestalt ist, gehört bei ihm zum Gestalten und zur Gestaltung. Vielleicht ist niemals die Doppelsinnigkeit der Substantive auf *»ung«* so tiefsinnig und so redend gebraucht worden wie eben von ihm:

»Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wies eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Kreatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.«

Faust II 6285–90

Es ist Mephistopheles, der dem Faust das Ziel seiner verwegenen Fahrt beschreibt, das Reich der Mütter. Die Verse, die mit »Gestaltung«, »Umgestaltung ...« beginnen, sind nicht nur durch die Interpunktion zu einem Satz zusammengefaßt. Sie sind wirklich ein Satz. Er ist ohne Prädikat: man kann ihn als Ausruf des staunenden Sprechers verstehen, er kann auch als eine beschreibende Apposition gelten, die an das Sitzen, an das Gehen und Stehen der Mütter nachträglich angeschlossen wird. Was hier vorgeht, ist ebenso ohne Ursprung wie ohne Ziel, ist halb ein Tun, halb ein Werden: dieser Zustand, der freilich gar kein solcher, sondern eher ein Schweben oder Wogen ist, wird, wenn überhaupt, so gerade noch durch die Doppelsinnigkeit der Modalität in »Gestaltung« und »Umgestaltung« sagbar. Zugleich wird solcher Gestaltwandel *hörbar*: er stellt sich sozusagen leibhaftig dar in dem Reim, in der dreifachen Häufung »staltung« »staltung« »haltung«. Allein die hellen a geben noch Kern oder Halt und liefern die rechte Folie für das Absinken des Sprechtones ins dumpfe, unbestimmte Verklingen. Als ob Goethe unser Wort eigens und allererst erfunden hätte, derart steht und wirkt es in diesem Vers, in dieser Region, die durch ihn erweckt wird. Zum mindesten hat Goethe das Wort neu geschaffen. Denn vor ihm fristete es nur ein spärlich-abseitiges Dasein in der deutschen Sprache.

Nun aber, nach jenen Versen, vernehme man: Studiengestaltung, Feiergestaltung, Reisegestaltung, Modegestaltung, Raumgestaltung, Tischgestaltung, Gartengestaltung – und die dazu gehörigen geprüften Spezialgestalter. In solchen Montagen – wie viele sind ihrer! – ist das vordem seltene, durch Goethes Gebrauch lebendig gewordene Wort »Gestaltung« üppig ins Kraut geschossen. Das Frühbeet waren die Großveranstaltungen und Weihegestaltungen der Aufmärsche. Aber das Wort ist längst ins Freiland gekommen und wuchert in ihm und in allen seinen Sektoren als Unkraut. Seine grammatische Unbestimmtheit hat sich vereinfacht: niemand, der von derlei Gestaltungen redet

oder hört, denkt an etwas anderes als eben an ein Machen, an ein Aus- und noch mehr an ein Durchführen: das Wort hat man verallgemeinert und dadurch um seinen Sinn gebracht. Denn von »Gestalt« ist nichts zurückbehalten worden als der feierliche Klang: was man da herzurichten verspricht, soll ungefähr und irgendwie als etwas Höheres erscheinen, und vor allem die Macher selbst wollen für »Gestalter«, und das heißt für Feinsinnskünstler genommen werden. Die Herstellung von Flitter und Lametta ist in der Sprachwerkstatt des Unmenschen und seiner Lemuren eine wichtige Fabrikationsaufgabe. Denn daran besteht großer Bedarf: es gilt nicht nur, wie ehedem in großer Zeit, umzumünzen, zu verstecken, zu verführen. Auch die Lemuren haben ihr Privatleben und ihren Geschmack, gerade »das Persönliche« ist ihnen wichtig. Deshalb die verhängnisvolle Liebe zum Aparten, zum Besinnlichen, zum Künstlerischen, zum Schöpferischen. Der Humanist weiß, wie peinlich die Griechen darauf hielten, auch in der Sprache Alltag und Feiertag zu trennen (heute besteht infolge der Rührigkeit der lokalen Verkehrsämter der Sommer überhaupt nur noch aus »Tagen«, die sämtlich spezifisch gestaltete Festtage sind): Der Gebrauch poetischer Wörter und Wendungen in der Prosa galt als Verstoß gegen den guten Geschmack. Selbst etwas so Erfreuendes, wie es ein Garten und seine Pflege ist, hätte den Griechen nicht dazu bringen können, die Schicklichkeit der Rede, ihr angemessenes Verhältnis zum Gegenstand außer acht zu lassen: Einen Garten *legt* der redliche Mensch, den der Humanist sich zum Vorbild nimmt, zuerst *an*, dann *baut* und *pflegt* er ihn. Deshalb erscheint in menschlicher Rede die Gartenanlage, der Gartenbau, die Gartenpflege. In »Gartengestaltung« hingegen verraten sich der unredliche Wichtigtuer oder der Kunsthuber und der durch Surrogate verbildete Geschmack. a. o.

Herausstellen

Herausstellen mußten wir uns in der Volksschule, wenn wir unartig gewesen waren. Für läßliche Ungezogenheiten genügte ein Verweis oder, als das noch erlaubt war, der Streich mit dem Tatzenstecken auf die abgehärteten Fingerkuppen des Knaben. Das Herausstellen aber hatte einen Stich ins Ehrenrührige. Es kennzeichnete die begangene Verfehlung als wirkliche Un-Art: man hatte sich aus dem Kreise der Artgenossen abgesondert, und des zum sichtbaren Zeichen stellte einen der Lehrer heraus, sei es in die Ecke oder hinter den Ofen (in robusteren Zeiten soll auch auf Holzscheiten gekniet worden sein) – jedenfalls außerhalb der Gemeinschaft. Mochte es auch keine körperliche Unbill bedeuten und sogar für die kindliche Erfindungsgabe ganz spannend sein, eine Viertelstunde lang die abblätternde grüne Farbe und die darauf promenierenden Fliegen anzustarren, so war doch das Gefühl der Augen im Rücken und der Ausgesperrtheit von der plötzlich lebhaft bejahten Welt der Bildung keine Annehmlichkeit. Es war eine extreme Strafe, das Herausstellen, und es hatte seine Entsprechung in einem Schuldbewußtsein, das sich gleichfalls in extremen und saloppen Ausdrucksweisen bewegte. Etwa in der Wendung, die auch der Lehrer plötzlich ganz hoffähig gefunden hätte: Er hat etwas ausgefressen.

Wir sind also mit dem Herausstellen, darüber müssen wir uns klar sein, in der Nähe des Prangers. Wer herausgestellt wird, findet sich zur Schau gestellt, das ist das mindeste. Auf der Spitze der Nadel steckt das Insekt, und nun hält es der Lehrer vorsichtig unters Mikroskop, auf daß es vollends ins Licht gestellt und so übertrieben vergrößert und sichtbar gemacht werde, wie es in der Natur gar nicht vorkommt. Das ist ein hochinteressanter Vorgang; er findet sich schon in Andersens Märchen vom Wassertropfen beschrieben, wo die beiden Zauberer aus dem Ach und Oh über die vergrö-

ßerte Wirklichkeit unter ihrer Lupe nicht mehr herauskommen. Auch der in die Ecke gestellte Schüler wird begnadigt und darf durchs Mikroskop gucken, wo nun statt seiner etwas anderes herausgestellt wird. Kein Lebewesen mehr, eine Sache. Denn mit dem Vergrößern, mit dem Zur-Schau-Stellen ist das Mücklein unweigerlich um seine Personalität gebracht. Es ist ins Extrem erhoben, gewiß, und zum Prototyp seiner Gattung erhöht. Aber gleichzeitig ist es zur Abstraktion erstarrt und als Lebewesen hingerichtet.

Der Lehrer aber oder der Vortragende hat nichts weiter getan als *herausgestellt*. Schon kennen wir kaum noch jene alte, redensartliche Bedeutung von »herausstellen«, wie wir sie in der Schule erlebten. Ein so reputierliches Buch wie der Sprach-Brockhaus (von 1935) erwähnt sie nicht einmal. Er kennt nur das reflexive: *es stellt sich heraus*, im Sinne von: *es ergibt sich, es kommt an den Tag*. Und dann, schon vor dem Reflexivum, bringt er das Beispiel: *Er stellte in seiner Rede die wesentlichsten Fragen heraus*. Die Erläuterung ist matter als der Mustersatz. Sie definiert: *ich stelle heraus*, das sei soviel wie: *ich zeige, ich mache sichtbar*. Das wird dem Unmenschen als Definition nicht genügen, weder einst noch heute. Zeigen, sichtbar machen – was sind das für schlappe, auf piano-pianissimo gestimmte Wendungen! Darstellen, das wäre das rechte Wort; aber es ist auch viel zu schwach für die Inbrünstigkeit, für die Scheinwerferschärfe der Beleuchtung, die unser Unmensch den von ihm herausgestellten Fragen zuzuwenden wünscht. Wir begegnen ihm hier in seiner populärwissenschaftlichen Einkleidung; aber auch so kostümiert kommt er von seinem schicksalhaften Hang zum Superlativ nicht los. »Darlegen« und »darstellen«, das ist für ihn gleichsam ein Vortrag ohne die unerläßlichen Lichtbilder. Es fehlt der grelle Fleck auf der Leinwand, auf den zu achten der Hörer gezwungen ist, und da dieser Stupor der Aufmerksamkeit ständig erreicht werden soll, bleibt kein anderes Mittel als das *Herausstellen*. Von der Wiedervereinigung Deutschlands bis zum Milchpreis gibt es kein

Thema, das nicht tagtäglich von ungezählten Rednern herausgestellt würde.

Da sind wir bei der Feststellung, daß Herausstellen – in unserer öffentlichen Sprache und namentlich in derjenigen der Berichterstatter – schon gleichbedeutend geworden ist mit *sagen* oder mit dem aus dem Englischen blindlings übersetzten *erklären*. Abgeordneter Meier sagte, erklärte, betonte, unterstrich, stellte heraus – das sind fast schon Synonyma, und der apostrophierte Parlamentarier wird kein Arg dabei finden, vielmehr solche Steigerung der Ausdrucksweise dankbar bewundern und in seine eigene Diktion aufnehmen. Meine Damen und Herren, was der Kollege Soundso da soeben herausgestellt hat ... – es gelte die Wette, daß von solchen Wendungen kein Sitzungsprotokoll frei ist. Mit dem »heraus« läßt sich ja überhaupt prächtig ins Leere fuchteln. Es verlängert zwanglos die Periode und ist ein Pausenfüller fast wie das gute alte »Meine Damen und Herren« im Gedankengang der Redner. Nicht mehr aus Leidenschaft, aus Sorge – nein, »aus tiefer Besorgnis *heraus* frage ich das Hohe Haus ...« oder »aus dem echten Bedürfnis *heraus*, endlich eine bisher nicht herausgestellte Problematik anzupacken...« Man sieht den Sprecher förmlich, ein stirnrunzelndes kleines Männchen, in seiner Besorgnis, seinem Bedürfnis hocken wie in einem Häuschen, und daraus hervor dringt seine umwölkte Stimme. Abstrakte Begriffe werden bei diesem »aus – heraus« seltsam lokalisiert, statt daß sie als in uns gelegene Mächte und Motive angesehen würden und mit unserem handelnden und unterlassenden Ich verschmölzen. Leidenschaft, Sorge, Ohnmacht, Angst – das sind nicht mehr die Beweger und Antreiber in uns. Das Wörtchen »heraus« rückt sie von uns weg und verwandelt sie in topographische Begriffe ohne sittliche Relevanz. *Aus Überzeugung* – das heißt: es geschieht mir so von innen her und ich kann nicht anders. *Aus meiner Überzeugung heraus* – das heißt: die Überzeugung ist die Operationsbasis, Auffangstellung, Fluchtlinie, von der aus

ich meinen Vorstoß (auch ein Lieblingswort der Heraussteller!) mache. *Aus Liebe heraus* – das hört man noch selten. Aber es wird schon noch kommen, daß auch diese Macht zu einem Locus (minoris resistentiae) umgeplappert wird.

Es sei denn, die Mode führte sich vorher schon ad absurdum. Eine Schulklasse, in der alle Kinder herausgestellt sind, ist nicht mehr arbeitsfähig. So müßte auch eine Rhetorik, die allzu anhaltend mit dem Scheinwerfer des Herausstellens arbeitet, schließlich das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreichen: daß neben dem vielen Überbeleuchteten überhaupt nichts Anschauliches mehr übrig bleibt und nur noch akustisches Chaos die Reden erfüllt. Möglicherweise ist eben dies der heimliche Wunsch aller von Reden Berieselten an die, von denen sie berieselt werden, und dann allerdings wäre an eine Umkehr nicht zu denken.

W. E. S.

Intellektuell

Das Wort kommt – über die mittelalterliche Philosophie und über eine besondere französische Wortform – aus dem Lateinischen. Es ist ein durch und durch abendländisches Wort, voll erhabener Überlieferungen. Obwohl es auch in der klassischen deutschen Philosophie, zum Beispiel in der Sprache Immanuel Kants, einen bedeutenden Platz einnimmt, fehlt es seltsamerweise in *Grimms* Deutschem Wörterbuche gänzlich. Das ist schon ein böses Zeichen. Der betreffende Band des Deutschen Wörterbuches wurde im Jahre 1877 herausgegeben, und darin klafft zwischen dem Artikel über das Wort »Insulaner« und dem Artikel über das Wort »Interesse« eine beträchtliche Lücke: die ganze Wortfamilie des »Intellekts« und der »Intelligenz« ist ausgefallen oder vergessen. Sie fand – bei den damals verantwortlichen Verwaltern der deutschen Sprache – schon kein Interesse oder sie fand kein Interesse mehr, und sie erwiesen sich in diesem Punkt und zu diesem Zeitpunkt bereits als Insulaner, abseits der abendländischen Überlieferung. (Im *Dictionnaire de la langue française* von *Littré*, und zwar im dritten Bande, der genau im gleichen Jahre 1877 erschienen ist, füllen die entsprechenden Erklärungen und Belege mehrere Spalten.) Die Entdeckung dieser Lücke mag schon einen Fingerzeig geben, wie es kam, daß der Unmensch das Wort so anwenden konnte, wie er es angewendet hat und noch heute anwendet. Aber so weit sind wir noch nicht. Es handelt sich jetzt um die Worterklärung.

Im Innersten des Wortes steckt die Silbe »*-leg-*«, das lateinische Zeitwort »*lego*«. Und dieses Zeit- oder, wie wir in diesem Fall füglich sagen dürfen, dieses Tätigkeitswort wird in seiner Grundbedeutung in *Georges*' Wörterbuch der lateinischen Sprache wiedergegeben mit »Stück für Stück wegnehmen«. Aber *is qui legit* – derjenige, der Stück für

Stück wegnimmt, tut dies nicht, um solche Stücke wegzuwerfen, sondern im Gegenteil, um sie zu sammeln, um zusammenzulesen, zusammenzufügen, was verteilt und verstreut war, um zu ordnen, dann auch wieder Passendes oder Gutes davon auszuwählen, auszusuchen, auszulesen. Das »*Lesen*« bildet ohne Zweifel die genaueste deutsche Entsprechung zu diesem lateinischen (und griechischen) Urworte: das Lesen in seiner ganzen Weite von der Weinlese bis zur Vorlesung, von der Auslese aus den ungleichartigen, zufälligen, zufallenden Früchten der Natur, Bucheckern, Nüssen, Erbsen, Linsen –

Die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen –,

dieser Urtätigkeit aus der Zeit der Wildnis, da es noch keine Zähmung und Züchtung von Pflanzen und Tieren gab, bis zur hohen Kunst, Geschriebenes zu lesen, das geistige Wesen aus der Zerstreuung der Buchstaben und Schriftzüge einzusammeln und sich inwendig anzueignen. – Nun aber kommt die Vorsilbe dazu, das einfache *lego* wird zum *interlego* oder *intellego*: ich lese nicht bloß, sondern ich »unter-lese«, ich lese dazwischen, zwischen den weg- und aufgenommenen Stücken, zwischen den Schriftzeichen, zwischen den Zeilen. Das bedeutet: ich unterscheide und werde sehend für das Unsichtbare, ich entdecke das geistige Band, den Zusammenhang unterschiedner Teile. Mit einem Wort: ich *verstehe* etwas. (Das Deutsche hat also hier Vorsilben, die jener lateinischen durchaus verwandt sind: *unter*scheiden und *ver*stehen.) Georges gibt als Grundbedeutung von *intellego* an: »unterscheidend inne-werden«, und so werden das Zergliedern und das Aneignen sehr sinnreich miteinander verknüpft. Der Mensch erwacht. Er merkt etwas, empfindet etwas (auch darin, im Empfinden, steckt ja noch das bloße »Finden«, der Zufall, die Wildnis – »Ich ging im Walde – so für mich hin«!). Er nimmt etwas wahr oder er vernimmt etwas. Das ist nicht minder aktiv wie das lateini-

sche *lego*: Er nimmt sich's, indem er's wahrnimmt, das heißt, er eignet sich's zu, er tritt die Herrschaft an in der Natur, indem er sie versteht und sich auf sie versteht. Er gewinnt Erkenntnis, Einsicht. Er wird zum Kenner und Erkenner. Er hat Intellekt, das ist Verstand: Gesamtheit dessen, was er unterscheidet, wahrnimmt, innewird, versteht – die Gesamtheit dessen und auch die Fähigkeit und Kraft dazu, das Erkenntnis-Vermögen. Genau genommen, ist also jeder Mensch notwendigerweise auch intellektuell oder – in Gottes Namen – ein Intellektueller. Der Bauer insofern, als er sich auf das Getreide versteht, auf den Acker und seine Pflege; der Schreiner insofern, als er der Merkmale des Holzes »unterscheidend innegeworden« ist und die verschiedenen Hölzer kennt, erkannt hat und sich's nicht vom Zufall und der baren Notdurft diktieren läßt, was er aufliest und wieder zubereitet. Erst jenes »inter-«, das *Unter*scheiden und *Zusammen*fügen und *Ver*stehen macht den Menschen aus. Lesen oder auflesen können auch Aschenputtels Tauben, und selbst das blinde Huhn findet einmal ein Korn. Und doch zeugt der »Intellekt« wie auch der »Verstand« noch von einer durchaus bescheidenen, gar nicht anmaßlichen Art und Weise, sich in der Welt zu betragen, denn diese Worte setzen die Natur selbst voraus mit ihren Zeichen und Stücken, man muß sie nur wachsam wahrnehmen und zwischen ihren Zeilen lesen lernen. Das »Begreifen« und der »Begriff« zum Beispiel bezeichnet eine wesentlich energischere Art des Menschen, Besitz zu ergreifen und die Dinge in seine Gewalt zu bringen.

Wie es in der Geschichte und zumal in der Geschichte des Denkens dahin gekommen ist, daß »intellektuelle« Dinge von Körperdingen geschieden wurden und sich – freilich immer als die höheren in der Rangordnung – selbständig machten, wie es in der Geschichte der europäischen Gesellschaft, sehr viel später, dahin kam, daß sich auch besondere »intellektuelle« Berufe oder Schichten von körperlichen abschieden und selbständig machten – das zu untersuchen, ist hier nicht möglich. Genug, daß der ganze Wortkomplex

bei uns, wie das Grimmsche Wörterbuch beweist, schließlich ausfiel und verdrängt wurde. Und daß der Unmensch sich dies allerorten und auf jede Weise zunutze macht bis zu dem Grade, daß der »Intellekt«, der ehedem geradezu göttliche Würde genoß – Gott selbst sei ganz Intelligenz, lehrten einmal die Lehrer der Kirche! –, zum Teufel und Urfeind schlechthin gestempelt werden konnte. Mit Vorliebe heißt er ihn »zersetzend«, und dieser Beiname gemahnt denn allerdings an jene Grundbedeutung des »Stück für Stück Wegnehmens«: Was aber wird denn da zersetzt oder zerlegt, indem ich Stück für Stück wegnehme, auslese und unterscheide? Nichts anderes als eben die Wildnis, das Chaos wird zersetzt, nämlich glücklicherweise und aus der wahren Macht und Befugnis des Menschen geordnet, erkannt und erhellt. Zersetzend erscheint der Intellekt nur demjenigen, der den Menschen dieser seiner höchsten Macht und Befugnis berauben und ihn in die unzersetzte, unbelesene Wildnis, in das Chaos oder das »Tohuwabohu« zurückstoßen will. In wessen Munde der »Intellekt« ein Schimpfwort ist – man erinnere sich der Rede von der »Intellektbestie«! –, der wird, wenn ihm die Macht überlassen bleibt, die Erde wieder »wüst und leer« machen, wie sie einstmals vor der Schöpfung war. Die Verteufelung des Intellekts und die wirkliche Herstellung des Chaos auf Erden – das sind nur zwei Seiten einer und derselben Sache.

Anmerkung. Auch der Unmensch bleibt insofern noch Mensch, als er nicht ohne Theorie sein schreckliches Werk vollbringt. Das beweist folgendes Zitat:

»Die letzte Erkenntnis ... ist immer das Verstehen der Instinktursachen – das heißt: der Mensch darf niemals in den Irrsinn verfallen, zu glauben, daß er wirklich zum Herrn und Meister der Natur aufgerückt sei ..., sondern er muß die fundamentale Notwendigkeit des Waltens der Natur verstehen und begreifen, wie sehr auch sein Dasein diesen Gesetzen des ewigen Kampfes und Ringens nach oben unterworfen ist.«

So zu lesen in *Adolf Hitler*, Mein Kampf, Band I, 1925, Seite 267. Die Stelle bezieht sich auf die »jüdische Pressetaktik«, insbesondere auf die »Anständigkeit« der »Frankfurter Zeitung«, deren Tatik eben darin bestehe, »jede körperliche Brutalität« abzulehnen und den Kampf »mit den ›geistigen‹ Waffen« zu führen. Unmittelbar anschließend handelt der Verfasser von der Syphilis, deren zersetzende Wirkungen ihm denjenigen des Intellekts gleich gelten.

d. st.

Kulturschaffende

Worterklärung: Ein zusammengesetztes Wort – und zwar von jener hybridischen Sorte, wie sie dann entsteht, wenn Zucht und Ordnung aufgehoben sind und im Interesse einer schrankenlosen Fruchtbarkeit alles mit allem zusammengesetzt werden darf. Man stelle sich's ruhig im Bilde einer obrigkeitlich stimulierten geschlechtlichen Vermischung, eines »Lebensbornes«, vor: wo es nur auf die reichliche Produktion von Material ankommt. In der Sprachwissenschaft, die mit dem Vokabular des Unmenschen nicht so recht Schritt hält, bedeuten »hybridische Wörter« freilich etwas Harmloseres: Kreuzungen aus zwei verschiedenen Sprachen wie Bürokrat oder Automobil. Die Sprachwissenschaft konnte nicht ahnen, daß die Bastardisierung auch *innerhalb* einer und derselben Sprache um sich greifen könne: indem nämlich nicht zueinander gehörige oder allzu nah verwandte, ja gleichbedeutende Begriffe unsinnig miteinander gepaart würden. Es braucht sich dabei nicht immer um Zusammensetzungen zu handeln wie unsere Kulturschaffenden. Auch manche hochtönende Zusammenstellung von Adjektiv und Hauptwort ergibt einen Bastard, sozusagen im Purpur gezeugt: das »*kulturelle Wort*« beispielsweise, das als Abteilungsbezeichnung bei Rundfunkstationen gang und gäbe ist, und von dem man sich wundern muß, daß es nicht längst, als eine Verdeutschung von »Feuilletonredaktion«, auch von strebsamen Zeitungen ins Impressum gesetzt wird.

Virchow gilt als der Erfinder des Wortes »Kulturkampf«; übrigens soll es auch schon bei *Goethe* gelegentlich vorkommen. Kulturgeschichte, Kulturmensch, Kulturpflanze – das sind weitere wohlbekannte Zusammensetzungen mit »Kultur-«. Die Wörter kommen alle von »*colere*«, und der Stammsinn dieses lateinischen Worts enthält schon alle Bedeutungen unserer »Kultur«. *Colere* heißt bebauen,

heranziehen, pflegen: die Kulturpflanze ist die Pflanze, die auf Pflege und »Kultivierung« Anspruch macht und nicht im Wildwuchs gedeiht. Von dieser Bedeutung (und sichtbar vom Wortstamm) abgeleitet ist der *colonus*, die *colonia*: der Kolonist und die Kolonie, Pflänzling und Pflanzung, die – Ableger und Weiterwucherer in einem –, von der Kultur ausgestreut, Kultur weiterverbreiten und so den passiv-aktiven Sinn dieses wie vieler anderer Wörter wunderbar veranschaulichen. *Colere* heißt weiter hegen und pflegen im allgemeinsten Sinn: es heißt die Götter verehren und ihre Feste feiern, nicht minder aber seine irdischen Pflichten wahrnehmen – und insofern ist ein Kulturmensch jemand, der an das Höhere und Institutionelle glaubt, wiederum in dem Doppelsinn, daß er es ausübt, indem er fromm darin befangen ist und als »*cultor*« nur gelten kann, wenn er zeitlebens ein Bau-er bleibt. Dem Geist wohnt zweifellos die Gefahr inne, daß er sich über diese Verpflichtung hinwegsetzen, sie gleichsam ins Luftige erst der Ästhetik, dann der Kritik auflösen könnte, und deswegen ist nicht gesagt, ob die Kultur am besten fährt, wenn sie ganz als Angelegenheit des Geistes angesehen wird, statt als die Existenzsache, die sie von Anbeginn war. Übrigens reicht das lateinische »*cultura*« in seiner Bedeutung vom Ackerbau bis zu dem, was wir Kennertum und verfeinerte Liebhaberei nennen würden, und »*culte*« (als Adverb) heißt nicht viel anderes als unser »gekonnt«.

Der Sündenfall ist also in dem Wort schon angelegt. Er tritt dann ein, wenn das Lebenströmende in der Kultur nicht mehr verpflichtend empfunden wird, wenn der Kulturmensch sich in gewissen Merkmalen äußerer Art abgehoben glaubt – ja, von wem? vom Barbaren natürlich, das ist das gegebene Wort. Wenn Odysseus ein fremdes Gestade betritt, wittert er zunächst einmal aus, ob Kulturmenschen auf der Insel hausen (für seinen Begriff wären sie allein Menschen, er würde sie vielleicht Gastfreunde nennen und ihrem König ein schmeichelhaft-konventionelles Epitheton

ins Stammbuch schreiben) – oder ob es Barbaren sind oder gar Ungeheuer. Den modernen Unmenschen dürfen wir zwischen dem Barbaren und dem Ungeheuer placieren, denn über das bloß Ungeschlachte und Fremde des Barbaren (des *homo incultus*) ist er in Richtung aufs Ungeheuerliche weit hinausgelangt vermöge seiner übersteigerten Gebräuche, vom Nationalismus bis zum mechanischen Kulturvollzug. Denn ungleich dem naiveren Barbaren legt er nicht nur die Merkmale und Amuletts der Kultur äußerlich an, sondern er übt Kultur aus, er macht in Kultur, er hält sie mit immer größerer Selbstverständlichkeit für einen Gegenstand, eine Sparte innerhalb der Lebensorganisation, mit dem und dem Etat auszustatten, der und der Betreuung zu unterwerfen. »Betreuung« – das wäre für den Unmenschen geradezu die praktischste Übersetzung des Fremdworts Kultur. Was wollt ihr? – würde er sagen, die Gesamtheit der Güter, die betreut werden müssen, plus dem Akt der Betreuung selbst – das ist doch eben Kultur! Und so, wie sich die Welt für ihn darstellt, hat er damit zweifellos recht. Er übersieht nur, daß man in der Kultur drinsein muß – betreuen aber heißt draußen sein, hoffnungslos draußen.

Jetzt braucht's keine lange Erklärung mehr, warum das Wort »Kulturschaffende« eine bastardhafte Zusammensetzung ist. Was ist denn ein »Schaffender«? Das Wort ist eine von jenen fatalen Substantivierungen der partizipialen Zeitwortform, von denen eigentlich nur der »Reisende« ein Bürgerrecht im Lande der Hauptwörter gewonnen hat. Bedarf besteht nach dem Wort »Schaffender« gewiß erst, seit die Bevölkerungsstatistik ihr Netz über das Gebäude der Stände und Klassen hinspinnt. Das ist noch nicht allzulang, und noch neueren Datums ist das Bedürfnis (oder der Zwang?), sich dabei immer neuer Gruppierungen und einer immer umschreibenderen, vergoldeteren Sprache zu bedienen. Die Sprache geht immer »schonender« mit den Lebenserscheinungen um – das ist ein bemerkenswerter Vorgang. Bei gleichzeitiger Steigerung der tatsächlichen

Eingriffe in die Lebenssubstanz. Bekannte Schreckensbeispiele: die Endlösung, die Sonderbehandlung, die Sicherstellung. Auch mit den Berufen ist es so. Von der Magd zur Hausgehilfin, vom Fabrikanten zum leitenden Betriebsangestellten, vom Händler zum Verteiler, vom Arbeiter zum Schaffenden – lauter Umbenennungen in eine andere Dimension hinein, mit dem Gesamteffekt, daß die Menschen als das erscheinen, als was sie *geführt* werden (in irgendwelchen Listen), und nicht als das, was sie *tun*. Das Merkwürdige ist, daß diese Bezeichnungen nicht in der Fachsprache, etwa der Statistik, verharren, sondern daß sie mehr und mehr als gängige Bezeichnungen auftreten und mündlich ausgesprochen werden.

Hier wird der Unmensch zur Verteidigung seines Wörterbuchs einwenden, und gekränkte Intelligenz wird in seiner Stimme mitschwingen, daß er mit »Schaffenden« nicht etwa die Arbeiter und Bauern um ihren Namen bringen wolle, den gerade er (»Arbeiter der Faust und der Stirn«!) immer als einen besonderen Ehrentitel bezeichnet habe. Er habe im Gegenteil auch diejenigen Berufstätigen, deren Arbeit nicht unmittelbar aus den Schwielen zu ersehen sei, in die Arbeitsfront der Ehre oder die Ehrenfront der Arbeit mit einbeziehen wollen, indem er sie »Schaffende« nannte statt des (zugegeben!) wenig glücklichen »geistigen Arbeiters« oder »Angehörigen freier Berufe«. Ordnung müsse sein – warum also nicht Schaffende, warum nicht Kulturschaffende?

Eben darum, wird man antworten. Was der Unmensch die Schaffenden nennt, das sind ja eben die um die Kultur Besorgten. In einem viel weiteren Umfang, als er selbst es sich träumen läßt, denn »Schaffen«, wenn dieses Wort überhaupt einen Sinn hat, bedeutet ja »in der Kultur sein«; es bedeutet weit eher »*colere*« als »*creare*«, und der Schaffende ist der wahre »*cultor*«. Womit beinahe mathematisch bewiesen ist, daß ein »Kulturschaffender« ein weißer Schimmel ist, ein Kulturkultor, wenn es dieses Fremdwort gäbe, oder ein

Pflanzenpflanzer, oder wie immer man es parodistisch verdeutschen will.

Anwendung: So genau will sich der Unmensch mit seinem Wort natürlich nicht verstanden wissen. Er hat eben doch die geistigen Arbeiter im Auge, die – na, eben die Kulturschaffenden, die zum »Sektor« Kunst, Wissenschaft und Volkserziehung gehören und – dem Propagandaministerium (hätte ich beinahe gesagt) unterstehen. Jedenfalls, sie *unterstehen* irgendjemandem, – das ist der Anwendungssinn des Wortes. Und wenn es nur eine Rubrik ist, ein Schubfach, in das man sie »einteilen« kann. Das liegt im Wort »Kulturschaffende«: ein Übergang von der Selbständigkeit zur Unterordnung, vom Aktiven zum Passiven. Der unbestimmte Ausdruck »kultur*schaffend*« ist dazu trefflich gewählt. Wer genau hinhört, erkennt ohnedies im Partizip eine merkwürdig passivistische Form des Tätigkeitsworts: der Liebende ist eine sanftere, gefügigere Gestalt als der Liebhaber, der Strampelnde ist passiver als der Strampler – es *widerfährt* ihnen eigentlich, was sie tun. So wird auch der Reisende mehr dahingetragen als der Wanderer, und der Schaffende sieht sich eingeteilt in Verrichtungen, die zwar von ihm getan, aber wie von unsichtbaren Fließbändern der »Fachschaft« an ihn herangetragen werden. Denn es versteht sich, daß Kulturschaffende in Fachschaften eingeteilt sind und nicht in Berufe. Der Begriff des *Berufs* ist in den Augen des Unmenschen überhaupt ein wenig veraltet. Ihm haften fatale Erinnerungen an freie Berufswahl und selbständigen Werkstattbetrieb an, und die heilige Überzeugung des Unmenschen, daß Systeme wichtiger sind als Menschen, diese Überzeugung geriete ins Wanken, wenn die Schaffenden sich auf ihren Beruf versteiften und kurzerhand etwas zu tun, selber zu arbeiten begännen, statt auf ihren Einsatz zu warten. Auch wenn ein Ressort »kulturelles Wort« heißt, ist damit eine fachschaftliche statt einer organischen Einteilung vorgenommen. Es ist vorgetäuscht, innerhalb des Wortes, des Logos, gebe es feinere und gröbere Kategorien, solche,

die pfleglicher behandelt werden müßten als die anderen, solche, die auch mit geringerer Genauigkeit auskämen oder gar nicht mehr dem Gebot der Sprache unterlägen.

Alles in allem hat der Unmensch im Wort »Kulturschaffende« nach bestem Vermögen ausgedrückt, wie es sich mit der Kultur nach seiner Meinung verhält. Kultur ist wertvollstes Volksgut, so hat er es auf der Schule gelernt. Sie befindet sich teils in Museen; teils wird sie laufend weiterhergestellt, und die sich damit abgeben, sind die Kulturschaffenden, das ist doch klipp und klar. Es ist ein gegenseitiges Objekt-Verhältnis, das sich in der Zusammensetzung Kultur-Schaffende ausdrückt: ein Karussellgaul ist ja auch ein Gaul, der einerseits das Karussell zieht und der andererseits ins Karussell eingespannt ist. Der Vergleich ist auch insofern schlüssig, als dem Unmenschen die Kultur ernstlich als ein fahrplanmäßig im Kreis fahrendes Ringelspiel gilt. Um 18 Uhr wird der Betrieb geschlossen, kleinere Kulturschaffende von der Fachschaft Konservatoren stauben die Tiere ab und lackieren schadhafte Stellen, die übrigen Kulturschaffenden gehen nach Hause und ergeben sich der Freizeitgestaltung. Es ist dem Unmenschen peinlich, daß einzelne Kulturschaffende auch dann noch keine Ruhe geben, sondern sich mit Liebhabereien, Diskussionen, Tagebüchern, Bastelarbeiten beschäftigen, vorgebend, sie schafften damit Kultur. Er wird sie nächstens zu einem anderen Kultureinsatz heranziehen, bei dem ihre Kräfte besser ausgenützt werden.

Der verstorbene H. G. Wells erzählt in seiner »Zeitmaschine« von einem Endzustand der Menschheit, bei welchem eine Hälfte der Erdbewohner zu unterirdisch lebenden, rattenartigen Kloakengeschöpfen verkümmert sind, Bedienstete einer seit Jahrtausenden in ihren Handgriffen immer wieder vollzogenen Technik. Wells nennt sie die Morlocken. Ob sie nicht in einer Übergangszeit auf einen komfortableren, einschmeichelnderen Namen gehört haben – etwa: Kulturschaffende? –

W. E. S.

Lager

Das Wort »Lager« bildet ein Beispiel dafür, wie der Unmensch auch aus einem harmlosen, geselligen, ja man möchte sagen freiheitlichen Wort das schiere Gegenteil hervorzieht. Der Absturz vom einen zum anderen wird am ehesten klar, wenn man eine Wortanwendung A und eine Wortanwendung B gegeneinander setzt.

Wortanwendung A : Lager kommt von »liegen«. Es ist ein kräftig über den Ablaut gebildetes Hauptwort von großer klanglicher und inhaltlicher Fülle, ähnlich wie *Band* (von binden) oder *Fuhre* oder *Bogen.* Wörter von dieser Art, aus elementaren Bewegungsverben hervorgegangen und sozusagen über die Klippe des Ablauts gesintert, haben etwas Verläßliches, Quadrig-Hingebreitetes. Das Lager ist eine Ruhestätte, wo man sich hinlegt oder, noch breiter, hinlagert. Das klingt noch deutlicher aus den Zusammensetzungen: Nachtlager, Ruhelager – auch das Beilager gehört hierher, das, behäbiger als eine gewöhnliche Hochzeit, als öffentliches Fest gefeiert wird. Wie so viele Grundwörter hat auch dieses den echten aktiv-passiven Doppelsinn. Lager heißt nicht allein die Stätte, wo man sich hinlegt, sondern wo man – als Stoff – liegt und angetroffen wird: Fundort und Schicht, wo sich die Materie in einem Zustand des ruhenden Verweilens darbietet wie sonst selten. Erst der neuere Sprachgebrauch verschmäht hier das Wort Lager und spricht lieber von einem Erz-»Vorkommen«. Ein Lager ist weiterhin ein Magazin, ein Gewahrsam für Vorräte, wo sie eingelagert liegen, und ferner, bei Maschinen und Werkzeugen, die Stelle, wo ein Teil auf dem andern festliegt und aus ihm heraus arbeitet. Wieder der aktiv-passive Doppelsinn: das Lager als Ruhestatt, »von wo aus« sich das Ruhende in Bewegung setzt. Ein Lager ist ein Interimszustand, ganz offensichtlich.

Das wollen wir uns merken, wenn wir nun zu dem

heikelsten und am weitesten verbreiteten Gebrauch des Wortes übergehen. In den Nachschlagbüchern steht bezeichnenderweise als erster Sinn: Unterkunft für Truppen, Aufenthaltsort von Soldaten im Feld. Wallensteins Lager ist nicht das Bett, auf dem der Feldherr schläft, sondern das Feld- und Zeltlager seiner Truppen. Nicht anders bei Cäsar, bei Alexander. Nur daß in den alten Sprachen der Wortstamm von Bett und Kriegslager nicht so innig übereinstimmte. Wenn die Römer ihre *castra* aufschlugen, so war es schon im Wortsinn ein Akt des Festungsbaus. Sie machten einen gewaltsamen Einschnitt in die Landschaft – buchstäblich: eine Kastration –, sie zogen Wälle und Gräben und richteten sich, wenn auch nur für eine Nacht, mit dem Anschein der Dauer ein. In vielen Fällen hat das römische Lager denn auch weit über jedes Interim hinaus gedauert und sich zur Stadt entwickelt, wobei zu beachten ist, daß aus *Regina Castra* »Regensburg« wurde, daß also nicht das Lager, sondern die Burg, die Wagenburg, die ursprüngliche deutsche Entsprechung zu der militärischen Facheinrichtung der *castra* gewesen ist. Ein etwas anderer Verlauf der Sprachentwicklung – und es hätte Wallensteins Burg heißen müssen statt Wallensteins Lager. Die Verhältnisse wären dann klarer gewesen – aber statt des Bergenden und Abgeschlossenen hat die Sprache lieber das Wandernde und Interimistische an der Sache betont und sich in diesem Sinn des Wortes *Lager* bedient. Ohnehin verleiht sie dem Soldatenberuf gern die Illusion des Schweifenden und Uneingeengten. In den romanischen Sprachen ist gar das freie Feld selber, der *campus*, in die Bedeutung des Lagers eingerückt, also seines Gegenteils, und auch bei uns bedeutet das Fremdwort *kampieren* soviel wie in interimistischer Form, in Form eines Lagers, nächtigen. So steht uns, wenn wir das Wort *Lager* vernehmen, ursprünglich ein lose in die Landschaft verteiltes Grüppchen von Zelten vor Augen, Volksfest und Budenstadt. Auf jedem Zelt flattert ein Wimpel; Wasser fließt in der Nähe; mit seinen Rändern

geht das Lager unmerklich in den Wald über. Überdies hat der Wandervogel das Zelten zu einem Jugendrecht ersten Ranges erhoben, zu einem wahren Kennzeichen der Freiheit: »... über meiner Mütze nur die Sterne.« Was in der Stadt, in der bürgerlichen Ordnungswelt eng und muffig war, das war im Lager frei und liederumwölkt und glänzte von Heiterkeit.

Wortanwendung B: Lager kommt in der Tat von »liegen«. Überhaupt kann man sämtliche unter A angegebenen Wortanwendungen gelten lassen, nur unterschlägt der Verfasser die bei weitem wichtigste. Neben dem aktiv-passiven Doppelsinn hat das Wort Lager vor allem eine ausgeprägte funktionelle, man sagt vielleicht besser institutionelle Bedeutung. Das Institutionelle ist weder aktiv noch passiv, sondern es nimmt eine Zwischenstellung ein: die Erscheinungsform des mit dem Menschen sich zwangsläufig Begebenden. Man denke in der lateinischen Sprachlehre an die Deponentia, die weder aktive noch passive Verben sind. *Morior* heißt »ich sterbe«. Es heißt aber formal »ich werde gestorben«, und was darin ausgedrückt ist, läßt sich vielleicht am besten in einem Kinderkauderwelsch wiedergeben: »Ich werde gesterbst.« Das zugehörige Zeitwort zu Lager (in dem institutionellen Sinn, in dem allein der Unmensch das Wort gebraucht) lautet nicht »ich lagere« oder »ich schlage ein Lager auf«, sondern »ich komme ins Lager«. Das entspricht genau einem lateinischen Deponens, und mit einiger Berechtigung könnte man zurückübersetzen: *castror* = ich komme ins Lager; *castratus sum* = ich bin ins Lager gekommen. Ein gewagtes, ein fatales Wortspiel, das dabei entsteht, aber nicht grundlos.

Man kommt der neuen Wortanwendung am ehesten nah, wenn man an Lager im Sinn von Magazin, von Warenlager denkt. Offensichtlich handelt es sich da um eine reine Zweckeinrichtung, deren vordringliches Kennzeichen nicht so sehr das Interimistische ist wie das Massenhafte und unter Verschluß Befindliche. Warenlager und Lagerhäuser sind

freudlose Stätten. In den Romanen von Dickens, von Melville bilden sie oft den anklagenden sozialen Hintergrund, und das Beengende, Klaustrische dieser Lager-Landschaften wirkt ungemein prophetisch und »modern« in den erwähnten, hundert Jahre alten Erzählungen, die sonst in mancher Hinsicht antiquiert sind. Auch bei Kafka ließe sich das Magazin, der Speicher als die typische Stätte der Angst nachweisen, wie überhaupt bei allen Dichtern, die aus der Wahrheit des Traums geschöpft haben. Zugrunde liegt allen solchen Visionen der Urbegriff des Labyrinths, und diesem wiederum die Urangst vor dem Lebendigbegraben- und Verstautsein. Was wir heute unter Lager verstehen, führt auf diesen Sinn des Wortes viel unmittelbarer zurück als auf die scheinbar näherliegende Wortanwendung im Zelt- und Truppenlager. Wohl zeichnet es auch die Konzentrations-, Schulungs-, Arbeits-, Flüchtlings- und Straflager aus, daß sie mit einem Anschein der Improvisation ins Freie gesetzt sind und ihre Insassen, wie es heißt, nur auf befristete Zeit aufnehmen. Mehr und mehr aber ist das Lager zu einem Organisationszustand der Menschheit geworden – einem Zustand, der wohl noch nie zuvor dagewesen ist, denn was an ihm nomaden- und völkerwanderungsartig ist, charakterisiert ihn durchaus nicht erschöpfend. Daß unzählige Kinder »im Lager« geboren sind, wäre bei einem Nomadenvolk nicht ungewöhnlich und würde nur bezeugen, daß es eben Nomaden sind und daß ihre Kinder auf der Wanderschaft zur Welt kommen. Jetzt aber heißt »im Lager geboren sein« beinahe schon: in einem bestimmten klausurartigen sozialen Organisationszustand geboren sein, aus dem es vom Wesen her kein Entrinnen gibt, schon weil er immer mehr zum Lebensstandard von vielen wird. Das Lager des Nomaden, auch des Kriegers und Jägers, hat eine Bewegungsrichtung in der Waagrechten. Auch in dem institutionellen Lagerbetrieb des Unmenschen ist eine Bewegung; sie ist aber in einer trostlosen sozialen Senkrechten orientiert und drückt sich in einem Emporquellen und Zurücksacken

aus, nicht in einem Wandern und Schweifen. Das Lager liegt vielleicht immer noch am Waldrand und in der Nähe von Wasser. Ihm fehlt nur das Entscheidende: der Übergang in die freie Natur. Der Stacheldraht ist sein Zeichen, und statt von Liedern ist es erfüllt von jenem kommandierten »Singen«, das schon in der Turnstunde, geschweige bei der Hitlerjugend und beim Kommiß, gerade das liedertrunkene Herz mit fassungslosem Entsetzen peinigte. W. E. S.

Leistungsmäßig

Worterklärung: Die Bildungsweise des zusammengesetzten Substantivs wird in diesem Falle für das Adjektiv wiederholt. Denn »mäßig« muß immer noch als selbständiges, individuelles Wort gelten. Das trifft auf die Bildungssilben (z. B. lich), mit deren Hilfe aus substantivischen und verbalen Stämmen Adjektiva gewonnen werden, nicht zu: Die Zeit, in der jene Suffixe – bestimmte Bilder erweckend oder volle Begriffe enthaltend – selbständige Wörter waren, liegt weit zurück. Längst sind sie zu Verbindungs- und Richtungszeichen, ähnlich den Endungen bei der Deklination und Konjugation, abgeschliffen worden. Unselbständig also, dafür aber geschmeidig, vermögen sie sich mit dem bedeutungstragenden Wortkern eng zu verbinden und das neu entstandene Wort, eben das Adjektiv, unauffällig, weil genau passend, in den Satz- und Sinnzusammenhang einzufügen. Denn die Vielzahl jener Anhängsel bedeutet zugleich Verschiedenheit der Richtungsangabe, der Nuancierung: *-lich*, *-ig*, *-isch*, *-haft*, *-sam*, *-bar* – keines stimmt in seiner Wirkung mit dem andern überein. Man möchte meinen, für den Übergang zu einer neuen Bildungsweise bestehe kein Anlaß.

Unauffällig nennen wir die Erscheinung der Adjektiva im Sinnzusammenhang des Satzes. In der Tat läuft diese Wortart, das Adjektiv, wenn sie nicht mit Glück und Verstand gehandhabt wird, Gefahr, über den Kernen und Zentren, den greifenden und verbindenden Gliedern im Satz, überhört oder übersehen zu werden. Das kann unserem »leistungsmäßig« allerdings nicht passieren: schwerfällig, ja fast schon sperrig unterbricht es den Wortfluß. Eben das »mäßig« gibt einen allzu gewichtigen, holperigen Auslaut. Denn noch lebt, wie schon gesagt wurde, »mäßig« als eigenständiges, sinntragendes Wort: in diesem Adjektiv vernehmen wir entweder die Achtung vor dem rechten Maß

(»seine mäßige Lebensweise«) oder auch den Tadel des nicht erreichten Maßes (»eine recht mäßige Leistung«). Die Überschreitung des Maßes wird aufs schärfste als »unmäßig« gerügt. Zum Substantiv »Maß« gehört auch das präpositionale »gemäß«. Es entspricht dem geringeren Grad an Selbständigkeit, die der Präposition, verglichen mit dem Adjektiv, zukommt, es stimmt mit dem funktionalen Wesen der Präposition überein, daß »gemäß« auch als Suffix für Wortbildungen verwendet wird: naturgemäß, standesgemäß, regelgemäß. Hingegen scheint in »regelmäßig« die Erinnerung an das Maß, vorgestellt als Gleichmaß, zu überwiegen. Die Beziehung auf das »Maß«, auf den Begriff wie auf das Substantiv, ist aber in »leistungsmäßig« völlig verschwunden. In dieser und in anderen Neubildungen (arbeitsmäßig, bodenmäßig, luftmäßig, ideenmäßig) ist offenbar das Adjektiv »mäßig« dem präpositionalen »gemäß« gleichgesetzt worden. Es fand also eine Verwechslung der Wortarten statt; ein Mangel an grammatischer Sicherheit war die Voraussetzung für die müßige, unmäßige Wortschöpferei. »Leistungsmäßig« und Genossen sind als Barbarismen anzusehen, als ungefüger, vulgärer Sprachgebrauch, und so hat es denn seine Schlüssigkeit, daß die Adjektivbildung mit »mäßig« (»regelmäßig« muß aus dem oben angedeuteten Grunde als Sonderfall gelten) zuerst vom Volksmund – jedoch nur für die Erfindung von Schimpfwörtern – geübt wurde: schandmäßig, saumäßig, hurenmäßig.

Wortgebrauch. »leistungsmäßig« erscheint vor allem in der Verbindung mit den schattenhaften Substantiven »Hinsicht« oder »Beziehung«. Offenbar ist es also die besondere Perspektive, die Blickrichtung des Faches, welche diese fehlerhafte Weise, Adjektiva zu bilden, eingibt. Der Absicht, gewisse Erscheinungen hervorzuheben, die vom Publikum zumeist übersehen oder doch mindestens nicht in ihrer neuerdings entdeckten Bedeutsamkeit gewürdigt werden, dem Vorsatz, sie als anspruchsvolle Fachgebiete sichtbar zu machen (als da sind Arbeit, Boden, Luft, Idee), – einem

solchen Bestreben wird die Schwerfälligkeit jener Wortmontage willkommen sein. Je mehr an Gewichtigkeit, desto besser – das war und das wird immer die Maxime des sich verkannt fühlenden Fachmannes sein. Ihn stört also, wie sich versteht, das Ungeschlachte an »bildungsmäßig« und dergleichen nicht, und die Häufigkeit solcher Vokabeln wird zur genauen Spur für die Wichtigkeit, die Referenten und Skribenten ihrem Fach und ihrer Geltung als Fachleute beilegen: Isolieren und Vergrößern, – darin liegt die Absicht der barbarischen Adjektivbildung. In der Tat löst »leistungsmäßig« nicht nur vom Ganzen des Menschen, von seiner Person, sondern auch von seinem Tun den Effekt ab, die Leistung, so, wie dies gegenüber dem Getöse der Maschinen und ihrer Apparatur geübt wird, wenn nach den Kilo-Wattstunden oder nach den PS gefragt wird: »ein netter Kerl, aber leistungsmäßig eine Null« – »ein unangenehmer Bursche, aber leistungsmäßig ganz groß«, so lautet es dann nach solcher Ablesung an der Leistungsskala. Ohne hinreichenden Leistungseffekt ist der Mensch nicht zu verkaufen oder aber ein für allemal verkauft. Vielleicht ist er es aber auch dann und nicht weniger endgültig, wenn er sich ganz und gar in Leistungswert umgesetzt hat. a. o.

Mädel

Wortgeschichte: Bei Grimm, auch bei Trübner, gilt »Mädel« als Nebenform zu »Mädchen« und zwar als Bildung der Mundart. Die letztere Behauptung erscheint fragwürdig. Auch heute noch kennt die reine Mundart nur »Madl«, das im Bayrisch-Österreichischen dem schwäbischen »Mädle« und dem alemannischen »Maidli« entspricht. Mit der Verläßlichkeit der Schreibung, was Mundartwörter angeht, ist es so eine Sache: manch einer meinte das »Madl«, schrieb oder druckte »das Mädel«. Der früheste, sichere Beleg dafür erscheint nicht im bayerischen Revier, auch nicht in der Volksliteratur, sondern – nach Grimm – in Sachsen und zwar im »Jungen Gelehrten« *Lessings.* Das Wort bezeichnet an dieser Stelle offenbar den weiblichen Dienstboten. In diesem Sinne verwendet das Wort später auch der Wiener *Nestroy.* Zum ersten Mal in größerer Häufigkeit liest man das Wort im Schrifttum der Stürmer und Dränger, meist mit der Pluralform »Mädels«. Dieser Plural, der Gebrauch im Genie-Schrifttum überhaupt, weist auf militärisch-burschikose Sphäre der Herkunft. Fast könnte die Endung »el« die »Mamsell« als Vorbild für das »Mädel« vermuten lassen, denn, wie gesagt, zunächst scheint »Mädel« dasselbe zu meinen wie das heutige »Mädchen« für »Dienstmädchen«.

Die Geniezeit hatte nicht nur die Neigung zum Burschikosen, sie entdeckte auch die Welt des Elementaren und Unverbildeten. In *Goethes* Briefen tritt neben das Mädel häufig das Miesel und zwar immer dann, wenn ein Mädchen, wohl auch eine junge Dame, Gegenstand des erotisch-sexuellen Interesses von jungen Männern wird. Beim »Mädel« scheint eine Nuance auf das Ständische zu fallen: an vielen Stellen im Götz, Urfaust, Egmont, in den Räubern, in Kabale und Liebe, in *Bürgers* Balladen stellt sich das Mädel infolge seiner geringen sozialen Geltung ebenso recht- wie verantwortungslos dar, was seine amourösen

Beziehungen angeht: es ist bald rührend, bald recht natürlich um das Mädel bestellt. Aber derselbe Goethe, der um 1770 in seinen Briefen so gerne über das Mädel und die Mädels verwegen daherredet, sagt im Gedicht, also im Ernst und in eigener Sache: »O Mädchen, Mädchen, wie lieb ich Dich« und keineswegs etwa »O Mädel, Mädel...«. Das war erst einer Lyrik aus zweiter Hand möglich und geläufig, als im Gefolge des Wunderhorns »das Volk« zu einem festen, literarischen Ort, freilich auch zu einem Gemeinplatz geworden war.

Eines der späteren Sammelbecken für solche Lyrik war das *Kommersbuch*. Aus dem nüchternen Licht der Gesindekammer und der Wachstube trat also das Mädel in die künstlich-trübe Beleuchtung eines Traum- und Niemandslandes, in dem das Höhere und der Massenbedarf sich fanden, das Neckische sich dem Rührenden gesellte: Mädel, Schätzel und dergleichen stand jetzt poesiefertig dem allgemeinen Gebrauch zur Verfügung, und als Museion solchen Treibens darf man vielleicht die »altdeutsche« Bierstube um 1900 ansprechen. Der Wandervogel griff sodann das Wort auf, von ihm übernahm es die ganze Jugendbewegung. Nun hörte es auf, eine Nebenform für »Mädchen« zu sein: es wurde zu einem eigenen Terminus und zum neuen Prädikat, weil die poetisierende Wunschtraumgaukelei von ehedem sich verwandelte, verfestigte, verleibte in der jugendbewegten, bündischen Mädchenfigur. Jetzt unterschied die Umgangssprache zwischen dem Mädchen, welches dem Fremden im begüterten Hause die Tür öffnete, und dem Mädel, das mit der Klampfe und der Schar auf Fahrt war. »Mädel« bezeichnete jetzt ein Gruppenideal, das sich in den Gebärden der Individualität darstellen wollte. Interessant ist der Gebrauch, den zwei Bücher über die Jugendbewegung erkennen lassen: Wenn es sich um Gegenstände der persönlichen Entscheidung handelt, ist vom »Mädchen« die Rede, geht es um Brauchtum und Stil bündischer Art, tritt alsbald »das Mädel« auf. So etwa war es

um Wort und Vorstellung bestellt, als darauf 1933 der amtliche Stempel »Bund deutscher Mädel« gedrückt wurde. BDM hat den kollektivistischen Zug des Wortes verstärkt, das in ihm enthaltene Ideal fester konturiert, zugleich auch vereinfacht und vergröbert.

Anwendung: Der heutige Sprachgebrauch verwendet die Form »Mädel« weniger als (vermeintliche) Mundartform neben dem schriftdeutschen »Mädchen«, sondern er stellt eher »Das Mädel« als entschiedenere Gestalt dem verschwommenen »Mädchen« gegenüber. Die häufigeren unter den Beifügungen zu »Mädel« rücken uns jene Gestalt vor Augen:

Als die älteste solch fester Verbindungen erscheint (nach Trübners Wörterbuch) das »süße Mädel« in der Operette vor 1914: die charmante Partnerin reizvoller Episoden. Neben anderen Vorzügen hat es den negativen, daß es nicht gesellschaftsfähig, also ungefährlich ist, weshalb es gelegentlich auch »lieb« genannt wird. Vom »patenten Mädel« der späteren Zeit ist jegliche Deklassierung geschwunden. Den sanfteren Charme seiner Vorgängerin ersetzt es dadurch, daß es unentwegt mitgeht, mit der Zeit, mit jedem unbeschwerten Treiben, mit dem jeweiligen Partner. Es ist nicht nur gefällig, es hat auch Tempo im Leib, Köpfchen darüber und im Munde sämtliche, zur Zeit umgehende Redewendungen spaßiger oder herzhafter Art, kurz an ihm ist alles dran, weshalb es denn auch für den Wehrmachtsteil der schmucken »Blitzmädel« den geeigneten Rekruten abgab. In diesem Korps war auch das »zünftige Mädel«, das ehedem die belebteren Skihütten noch mehr belebte, am rechten Ort. Von ihr konnte sich der miesepeterige oder etwa gar meckernde Stabskamerad eine ganze Scheibe von abschneiden, auch was das Organisieren und Angeben anging. Im komfortableren Stabsquartier sorgte das »dufte Mädel« dafür, daß es nicht übersehen wurde, und aus alledem erhellt, daß in neuerer Zeit das Mädel an und für sich dazu neigte, »forsch« zu sein.

Verwickelter verhielt und verhält es sich mit dem »feinen Mädel«, das einmal in der Jugendbewegung seinen Ort hatte. Es ist zunächst ein Mädel, gehört also zur Gruppe und nimmt an deren Wesenszügen teil, aber zugleich ist es – man möchte fast sagen, überraschenderweise – »fein«: es geht in Kammerkonzerte, sitzt dort etwa mit geschlossenen Augen, liest am liebsten Rilkegedichte und macht selbst welche, kurz es hat Sinn für künstlerische Dinge erlesener und auch ein wenig angelesener Art. Seine Feinheit wird beachtet und gerühmt, ja ihm als einem Grenzfall wird das Prädikat »Mädel« mehr *honoris causa* als auf Grund des Augenscheins verliehen. So verhält es sich mindestens beim sinnigen und besinnlichen Mädel: in ihm repräsentiert sich die Gruppe, etwa wenn es sich um die photographische Porträtstudie auf der Umschlagseite einer Jugendzeitschrift handelt. Viel Echtes, Wichtiges und Richtiges ist im feinen Gespinst, aber im Sonnenlicht glitzert die unerfreulichste Form der Eitelkeit, die umwegig-sentimentalische daraus hervor. Eine härtere Abart birgt sich wie hinter geschlossenem Visier in der Zeitungsofferte: das »gebildete Mädel«.

Das sind die kennzeichnenden unter den geläufigeren Beifügungen zu »Mädel«. Denn was heißt heute nicht alles »prima« oder »anständig«? Fragen wir endlich, welche Adjektiva sich unserem Wort ungern oder überhaupt nicht gesellen.

Das letztere läßt sich wohl rundweg von »keusch« oder »sittsam« sagen. Dieser Umstand will insofern beachtet sein, als jene beiden Adjektiva für »Mädchen« vordem nahezu begriffsbestimmenden Sinn hatten. Hierher gehört der Wechsel zwischen »Mädchen« und »Mädel« in den beiden Büchern über Jugendbewegung, von denen oben die Rede war. Als kaum mögliches Epitheton will auch »fromm« erscheinen. Bei »bescheiden« wäre die Möglichkeit der ironischen Wirkung zu erwägen, die man in der Verbindung mit »klug« deutlicher zu spüren glaubt. Der Zusatz »spröd« scheint eine *contradictio in adjecto* zu ergeben. In allen drei

Fällen, auch bei »blöd«, zeigt sich eine Spannung zwischen Adjektiv und Substantiv an, die es bedenklich erscheinen läßt, den schwierigen Einzelfall der Klugheit, Sprödigkeit, Blödigkeit noch in die Gruppe einzureihen, in die Gruppe der Herzhaften, Anpassungsfähigen, Gesunden und in gewissem Betracht eben Zuverlässigen, nämlich der Mädel. Vor und nach dem BDM enthält das Wort ein Programm, eine Parole, einen Imperativ, nämlich: Mach mit! Und so scheint mit seiner Aufnahme in den amtlichen Sprachgebrauch dem Wort sein Recht gesprochen worden zu sein. Solches Urteil macht offenbar, daß das Wort, dem zeitgemäß zu sein so wichtig war und zwar auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Lagern, jetzt nicht mehr zeitgemäß ist, weniger aus einem politischen als aus einem moralischen Grunde: Wollen und Wirklichkeit darf nicht für dasselbe erklärt, das Kollektiv nicht für eine Schule zur Personalität gehalten werden.

Endlich wäre bei diesem Worte zu bedenken, daß Wörter nicht nur Schicksale haben, sondern auf allerlei Umwegen auch solche machen. a. o.

Menschenbehandlung

Worterklärung: »Menschenbehandlung« meint nicht die Behandlung irgendwelcher Wesen durch Menschen, sondern die Behandlung von Menschen durch irgendwelche Wesen. Die »Behandlung« ist transitiv auf Menschen gerichtet: man behandelt wen oder was? – man behandelt Menschen. Das ist schon verwunderlich genug. Fast möchten wir meinen, das Wort müsse darum aus dem Vokabular anderer als menschlicher Wesen stammen, etwa aus demjenigen der Engel, von welchen vermutet werden kann, sie machten sich über die Art und Weise der Menschenbehandlung Gedanken – dort oben nämlich, wo sie leben und schweben, – oder aber aus demjenigen von Tieren, Haustieren zumal, der Pferde oder der Hunde, von welchen in anderem Sinn ebenfalls sich vermuten ließe, sie hätten Kunst- und Lebensregeln ausgebildet, wonach sie die Menschen behandelten, ihre jeweiligen Menschen, diese unverständlich fremden Wesen, die sie ihrerseits und umgekehrt zu beherrschen und zu behandeln vermeinen. Da wir aber weder die Sprache der Engel noch diejenige der Tiere kennen, so muß das Wort unfehlbar aus dem Vokabular der Menschen stammen und aus keinem anderen. Pferdebehandlung, Kaninchenbehandlung, auch Maschinenbehandlung, Ziegelsteinbehandlung, Holz- und Metallbehandlung – das alles würde diesem menschlichen Vokabular eher anstehen und angehören können als gerade die Menschenbehandlung, aber dennoch findet sich auch diese im menschlichen oder eben im unmenschlichen Wörterbuche. Niemand anders will die Kunst der Menschenbehandlung lehren und lernen als der Mensch selber. Da aber die Behandlung des Menschen durch den Menschen auf die krankhafte Unmöglichkeit einer Selbstbehandlung hinausliefe, so kann es eben doch nicht der Mensch, sondern es muß der Unmensch sein, der sich in der Menschenbehandlung versucht.

Im Grimmschen Wörterbuch steht das Wort freilich noch nicht. Es gibt dort viele Spalten voller Stichworte, die mit »Menschen-« zusammengesetzt sind, darunter auch eine ganze Menge von solchen, die ebendieselbe transitive Richtung auf den Menschen in sich enthalten wie das Wort »Menschenbehandlung«. Es fällt auf, wie viele unter diesen wiederum einen empörerischen und polemischen Klang haben: den Menschenfängern, dem Menschenhandel und der Menschenjagd, den Menschenmetzgern, -plackern, -quälern, -räubern, -schindern, -schlächtern und -verächtern stehen nur wenige wohltätig-erhabene Begriffe gegenüber, die auf dieselbe Weise gebildet sind, so die »Menschenbeglückung« (die freilich nachmals einen spöttischen Klang angenommen hat wie auch die »Menschenverbesserung«), namentlich aber der »Menschenhüter« – aus dem Buch Hiob – und die »Menschenfischer« – aus dem Matthäus-Evangelium. Diese beiden sind aus Luthers Bibel, jene anderen wohl alle jüngeren Ursprungs, zumeist aus dem Zeitalter der Humanität, und das ist das Zeitalter der Großen Revolution, der amerikanischen und der französischen, das Zeitalter, das die Menschengleichheit neu entdeckt hat. Daher das revolutionäre Pathos aller dieser Wörter, von denen eine beträchtliche Anzahl bestimmt waren, das Laster des Sklavenhandels zu geißeln. Seht, sie jagen, fangen und verkaufen *Menschen!* – will das heißen – unsersgleichen nämlich, wenn auch andrer Hautfarbe! »Sklavenhandel« ein trügerisches Wort – es ist nichts anderes als »Menschenhandel«, was sie treiben, und Menschenhandel darf nicht sein. Die Menschenhändler, -jäger, -fänger, -räuber, -schlächter und -verächter ihrerseits, also die ungenannten Subjekte aller dieser ungehörigen Tätigkeiten, sind sämtlich von der gleichen Art und Gattung wie ihre Objekte, nämlich Menschen (oder Unmenschen), und ebendieser Umstand ist es, der ihr Tun verwerflich, und der die zusammengesetzten Wörter dieser Klasse zu polemischen, zu angreifenden Wörtern, zu einer Art von Waffen

des Aufstandes macht. Hiobs »Menschenhüter« hingegen – »Habe ich gesündigt, was soll ich tun, o du Menschenhüter!« – ist kein Mensch, sondern über den Menschen, und diese leben in Seiner, Gottes, des höheren, des höchsten Wesens Hut. Hier ziemt sich das transitivum. Nicht ganz dasselbe gilt von dem andern unserer beiden positiven Beispiele derartiger Zusammensetzungen, von den »Menschenfischern«. Simon Petrus und sein Bruder Andreas, wiewohl fortgerufen von ihrem Gewerbe, von ihren Netzen durch höhere Berufung, zu Jüngern und Aposteln gewandelt und erhoben, werden darum doch nicht selber zu höheren Wesen. Freilich, es ist Gleichnisrede, vom Augenblick und vom deutlich-derben Augenschein eingegeben, fast möchte man eine Spur von Humor aus dieser Wendung Christi, des Menschensohnes, heraushören: »Folget mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen.« Ist nicht ein Element vom Bonmot in dem erhaben-strengen Anruf enthalten? Gleichwohl erinnere ich mich, als Kind in der Religionsstunde einen dunklen Schauder, ein Unbehagen und einen inneren Widerstand gegen das Wort von den »Menschenfischern« empfunden zu haben: ich nahm es naiv-buchstäblich, sah Angel und Netz vor Augen und die gefischten Menschen darin zappeln, ihrer Menschenfreiheit beraubt. Im griechischen Urtext steht es aber nicht anders.

Wo nicht solches Salz der gleichnishaften Anspielung und wo nicht die Anrufung des höheren und höchsten, des ganz anderen Wesens im Spiele ist, da haben dergleichen Zusammensetzungen mit einem transitiven Richtungsgehalt also nahezu durchgängig einen angreifenden Sinn: sie weisen mit dem Finger oder eigentlich mit der geballten Faust auf Erscheinungen der Erniedrigung und Ausbeutung, und das heißt nicht der *Be*handlung, sondern vielmehr der *Miß*handlung von Menschen durch Menschen hin, und sie weisen auf diese Phänomene hin, um sie zu bekämpfen, um sie weg- und abzuschaffen. »England wollte es erreichen, den Menschenhandel zu vernichten« – so steht's (und es ist

zum Erstaunen) bei *Klopstock*. Der »Menschenfresser« ist entweder eine Märchenfigur und dann eine Art von höherem Wesen – »Die Riesen sind fast immer Menschenfresser« lautet eine komische Definition bei *Tieck* – oder aber ein verdeutschter Kannibale, und das ist wiederum ein grausig-barbarisches Ur- und Unwesen, das es zu bekämpfen oder zu zivilisieren gilt. Überall in diesen Fällen der Wortbildung zeigt die Objektstellung des Menschen (als Akkusativ-Objekt nämlich, wenn man die Zusammensetzung in ihre Bestandteile auflöst) eine Ungeheuerlichkeit an, die schon verurteilt ist, indem das Wort gebildet und ausgesprochen wird: der Mensch darf nicht Objekt sein. Einzig der »Menschenkenner« macht eine wahre Ausnahme von dieser Regel – er ist ein Mensch und kein Unmensch, er ist kein Menschenfresser und kein Menschenfänger. Oder etwa doch? Er scheint gewiß nicht ganz so arg wie diese, aber ihnen doch auf stillere Art verwandt. »Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis« – das Stichwort ruft uns das ganze Eintrocknungsverfahren in Erinnerung, welches die Herbarien des Menschenkenners erst möglich machte: von den Vier Temperamenten bis zu den Konstitutionstypen und noch neueren Einteilungen haben die Lehren der Menschenkenner etwas von der Betrachtungsart der Käfer- und Schmetterlingssammler an sich, die ihre Objekte erst ums Leben bringen müssen, bevor sie sie recht beschreiben können. Der Kenner von Steinen und von Gemmen, der Kunstkenner und der Weinkenner waren vor dem Menschenkenner da, und dieser muß dem Gegenstande seiner Studien das Leben entziehen, wenn er ihn nach seiner Weise zergliedern, wenn er die Erscheinungen ordnen will. Die Menschenkenntnis ist auch eine Art von Menschenfängerei, nur eine passivere, kauzigere, eine wissenschaftliche Abart davon. Auch hier ist zum wenigsten der Objektcharakter unverkennbar. Nur ist das Wort selber durchaus unkritisch, es scheint im Gegenteil etwas von dem listigen Vergnügen zu bewahren, das die Physiognomiker,

Graphologen und sonstigen Medizinmänner nicht selten bei ihrem Werk empfinden.

Die »Menschenbehandlung« aber verrät mehr als bloß ein überlegenes Schmunzeln von jener altmodischen Art. Das Subjekt, der Behandler, ist weder Apostel noch Gott noch Riese – und das Wort erhebt auch gar keinen derartigen Anspruch, es rechnet durchaus darauf, daß es nichts anderes als Menschen sind, die Menschen behandeln. Und es erhebt dennoch keinen Protest im Namen des Menschen – so wie die Wörter »Menschenhandel«, »Menschenraub« und alle die übrigen aus derselben Klasse Protest erhoben gegen die Erscheinungen, die sie zu bezeichnen erfunden wurden, Protest im Namen des Menschen. Nichts davon hier. Im Gegenteil: man könne, man solle und man müsse Menschen behandeln, nämlich richtig, und zwar richtig zu erwünschtem Zweck – das ist hier die Meinung, die Bedeutung und der Klang. Die Objektstellung des Menschen wird schlicht und roh und ohne allen Witz bejaht und gerechtfertigt. Übrigens ist mir sogar jenes zugehörige Subjektwort, der »*Behandler*«, leibhaftig begegnet, mündlich und schriftlich, wenn auch nicht im Druck – aber das gehört nicht mehr unter die Worterklärung, sondern unter die Anwendung.

Bevor wir dazu übergehen, bleibt noch anderes und höchst Merkwürdiges zu verzeichnen: Was hat es mit diesem wunderlichen Haupt- und Verbalbestandteil unserer Zusammensetzung, mit der »Behandlung« selber auf sich?

In der »Behandlung« steckt die Hand. Die Hand kann streicheln und schlagen, liebkosen und züchtigen. Sie kann – oder: wir können mit ihr, mittels der Hände – handeln und behandeln. Als erstes Anwendungsbeispiel nennt Grimm unter dem fraglichen Stichwort: »Den Teig behandeln, bearbeiten, verarbeiten.« Da sieht man die Hände ihr Werk verrichten, wie sie drücken und kneten, sich hin und wider bewegen. Es ist das kleine, eingefügte »l« im Handeln und Behandeln, welches eben diese häufig sich wiederholende Bewegung und Betätigung ausdrückt. Wäre dies der Hand

nicht so eigentümlich, so würde das Verbum nur »Handen« lauten (was es vielleicht auch einmal in grauer Zeit gegeben hat), wie das »Wandeln« auf das »Wenden«, das »Betteln« auf das »Beten«, das »Winseln« auf das »Weinen« zurückgeht. Aber nicht nur der Teig wird behandelt, das heißt wiederholt (mit den Händen) gedrückt und geknetet – nicht nur von Sachen, nein, auch von Personen kann man sagen, daß sie »behandelt« würden. Hier sind einige Grimmsche Beispiele: »Der Herr behandelt seine Untertanen hart«; »Man kann uns niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen«; »Der Arzt behandelt einen Kranken«. Wenn und soweit Personen »behandelt« werden – so läßt sich aus den Exempeln schließen –, bringt schon das Verbum »Behandeln« offenbar eine eingeborene Neigung zu ungünstigen, unbehaglichen Verhältnissen mit sich – eine Affinität entweder zu schlechten, harten, gemeinen Subjekten oder aber zu schadhaften, ihrer lebensvollen Selbständigkeit schon beraubten Objekten der Behandlung: zu Verhältnissen der Unterdrückung oder zu Verhältnissen der hilflosen Krankheit, in jedem Fall und in irgendeinem Sinne zu Verhältnissen der Untertänigkeit oder Abhängigkeit.

Älter als das Kompositum »behandeln« ist das verbum simplex »handeln«, das schon im Althochdeutschen vorkommt. Und auch dieses konnte ehedem transitive Bedeutung annehmen, man konnte *etwas* »handeln«, nämlich mit der Hand berühren oder betasten, und man konnte *jemanden* »handeln«, nämlich be- oder mißhandeln. (Für diese transitive Bedeutung hat sich dann später das mit der fatal herrschsüchtigen Vorsilbe »be-« ausgerüstete Kompositum spezialisiert, so daß das Simplex »Handeln« von dieser einen unter seinen mehreren Bedeutungen entlastet wurde; im Englischen haben wir noch bis heute das transitive *»to handle something or somebody«*.) Und siehe da, auch dieses Handeln hatte, soweit es sich auf Personen richtete, schon denselben auffälligen Hang zu mißlichen Verhältnissen und Vorgängen, wie wir ihn soeben beim »Behandeln« aus den

Exempeln herausgelesen haben. Ausnahmslos bezeugen das die Beispiele bei Grimm: »Daß ich so viel unschuldig gelitten und so *übel* gehandelt bin...«; »Daß nie kein Mörder so *schändlich* und *lästerlich* gehandelt ist...«; »Wie ihre (sc. der Juden) Vorfahren unseren Herrn Christum am Stillen Freitage gehandelt haben...«. Wenn und wo immer Menschen Menschen »handeln«, geht es in diesen Lutherschen wie in allen andern Beispielen nur übel, schändlich, schmählich, lästerlich, gröblich zu, und der Mensch »handelt« den Menschen mit Schimpf, mit Scheltworten, mit Schlägen oder Martern oder mit dem Schwert. »Handele mit ihnen nach deinem Zorn!« ruft der Prophet Jeremias zum Herrn. Nur ein einziges lichteres, ja zärtliches Verslein findet sich inmitten all dieser sadistischen Prosa:

»darumb solt ir mich handeln
als ein frauw iren lieben knecht.«

Und selbst hier gibt, der so demütig seufzt, sich hörig in die Hand des höheren, nämlich weiblichen Wesens, – auch hier soll buchstäblich ein Verhältnis der Untertänigkeit hergestellt werden. Wer immer jemanden handelt oder behandelt, tut es nach Willkür und Laune, aus einer Position der Herrschaft über den anderen, und zumeist im üblen Sinn: das ist die Spur, die dieses Wort in seiner Bedeutungsgeschichte gezogen hat. Behandlung (von Menschen) ist von allem Anfang an nicht eben weit von Mißhandlung entfernt. Der Unmensch waltet nicht erst seit heute und gestern, auch nicht in der Sprache. Die Neuerung besteht nur darin, daß er sich erst jüngst als Normalmensch etabliert hat. Zuvor war er stets deutlich zu erkennen, wenn der Herr den Knecht, der Meister den Gesellen, auch das böse Weib den armen Mann schmählich handelte oder behandelte. Indem aber »Menschenbehandlung« als eine nötige, wichtige und hohe Kunst gepriesen und gelehrt wird, indem also die »Behandlung« Gesellschaftsfähigkeit erlangt, maskiert sich der Herr und Sklavenhalter demokratisch, strebt er, die

Untertänigkeit seiner Behandlungs-objekte vergessen zu machen. Aber die Sprache verrät stets ebensoviel, als sie verbirgt. So sieht der teuflische Pferdefuß der anmaßlichen Selbstüberhebung des Menschenbehandlers eben aus dem Worte selbst hervor: Wer Menschen behandeln will, Menschen schlechthin, wer sich in der Menschenbehandlung üben will, der setzt sich selber über die Menschen. Keine Gleichheits-Camouflage kann verdecken, daß hier – in dem bloßen Worte – ein Über- oder Obermensch postuliert wird, der sich Untermenschen untertänig macht. Damit endlich kommen wir zur Anwendung.

Anwendung: Kasernen und Fabrikbetriebe scheinen die Ursprungsorte und ersten Übungsfelder der Menschenbehandlung zu sein. Ein Gast im Gasthaus, selbst ein Leidender im Sanatorium wird niemals sagen, er werde – von dem Wirt, von den Kellnern, von den Ärzten, von den Krankenschwestern – gut oder schlecht behandelt. Er wird sagen, er werde gut oder schlecht bedient, gut oder schlecht versorgt. (Wir nehmen jetzt einen sympathischen Gast und einen unkorrumpierten Patienten an; der korrumpierte freilich wird leider sagen, er werde von Ärzten, Schwestern, Kellnern und Wirten »betreut« – und er merkt nicht einmal, wie kläglich er sich selbst erniedrigt, indem er so redet. Dazu siehe oben unter »Betreuung«.) Kriegsgefangene hingegen und Zwangsarbeiter sprechen wohl untereinander davon, wie in diesem oder jenem Lager (siehe oben unter »Lager«) die Behandlung gewesen sei, ob »miserabel« oder »anständig«. Aber selbst wenn sie von anständiger, ja von guter Behandlung zu berichten wissen, so bleibt das Wort »Behandlung« hier doch genau in der Spur seiner Bedeutungsgeschichte, denn es sind abhängige, ihrer Freiheit, ihrer selbständigen Bewegung, ihres eigenen Willens beraubte, untertänige Wesen, denen solche Rede in den Sinn und auf die Lippen kommt. So auch mag ein Arbeiter vom Werkstattmeister, vom Abteilungs- oder Betriebsleiter, ein Soldat vom Spieß oder vom Zugführer sagen, er habe

»seine Leute« so oder so, hundsgemein oder aber immer nobel, behandelt. Und die unbestimmte Peinlichkeit, die stets dem Brustton innewohnt, mit welchem »anständige Behandlung« gelobt wird, rührt haargenau davon her, daß der Redende seine unfreie oder doch abhängige, seine untertänige Lage als solche wie selbstverständlich vorauszusetzen, sich mit ihr zu identifizieren scheint, indem er eben das Wort gebraucht und sich behandeln läßt, sei es auch anständig. In der Bundeswehr wird erst in dem Augenblick das Menschenrecht durchgesetzt sein, wenn der Soldat nicht bloß gut anstatt schlecht, nicht bloß richtig anstatt falsch behandelt, sondern wenn er schlechterdings überhaupt nicht mehr »behandelt« wird.

»Die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten« – lautete die Überschrift eines Memorandums von Heinrich *Himmler*, und diese Behandlung (der Polen, Juden, Ukrainer, Weißrussen) lief im Plan wie in der Tat auf nichts anderes hinaus als darauf, künstlich und mit raffinierter Gewalt unselbständige Sklavenvölker zu schaffen, die auf der Schule gelernt haben (ich zitiere wörtlich[1]): »daß es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein«. Derartige Anweisungen finden sich in den Dokumenten des Dritten Reiches gewiß zu Hunderten, und stets werden diese Rezepte der Erniedrigung es mit der »Behandlung« zu tun haben, mit der Behandlung von Menschen, aber nicht mit menschlicher Behandlung (wenn dies nicht wiederum eine *contradictio in adjecto* ist). Zur äußersten Konsequenz kam die Menschenbehandlung, wenn gewisse Klassen von gefangenen Menschen »einer Sonderbehandlung zugeführt« wurden: das war ein verhehlender Euphemismus für Massenmord.

Nur scheinbar klingt diejenige »Menschenbehandlung« harmloser, die im Zeichen der betrieblichen Sozialpolitik

[1] Vgl. »Himmlers geheime Denkschrift« in der »Zeit« vom 4. 4. 1957, Nr. 14, S. 3; Vorabdruck aus den »Vierteljahresheften für Zeitgeschichte« Zweites Heft 1957, hrsg. von Rothfels und Eschenburg.

oder der »menschlichen Beziehungen im Betrieb« oder einer »sozialen Betriebsgestaltung« für den Gebrauch in der Industrie gelehrt wurde und noch gelehrt wird. Der Meister, Abteilungs- oder Betriebsleiter, der solch einen Kursus mit Erfolg absolviert hat, wird zu einem Seelentechniker, zu einem kleinen Hermes und geheimen Lenker, der weiß, wie man nach den Regeln dieser Kunst auf dem Klavier der Triebe spielen oder wie man den Menschen-Teig kneten muß, um »ein gutes Betriebsklima« zu erzeugen. Im schlimmsten Fall ist es Verachtung, im besten eine naive und halbe Wissenschaftlichkeit, die dergleichen eingibt. Schlimmer als der schlimmste Fall ist noch der unmerkliche, seiner selbst unbewußte Zynismus, der die besten Absichten zu verfolgen meint: ihm winkt obendrein der Erfolg.

Dem Menschen ziemt es nicht, den Menschen zu behandeln. Ihm ziemt es aber, mit seinesgleichen umzugehen. Menschenbehandlung ist eo ipso so viel wie Menschenmißhandlung. Die rechte Menschenbehandlung aber ist der Umgang mit Menschen. d. st.

Organisieren

Worterklärung: Das Stammwort ist das »*Organ*«, das in der griechischen Sprache »Werkzeug« bedeutet, unter dem wir aber längst etwas Höheres und Ausgezeichnetes verstehen, nämlich den kaum mehr als Werkzeug empfundenen lebend-wirkenden Teil eines »organischen« Ganzen. Anschaulichstes und stolzestes Beispiel: die Sinnesorgane und unter ihnen wieder das Auge. Von diesem Beispiel her ist leicht einzusehen, daß sich in die Definition des Wortes »Organ« beinahe selbstverständlich ein Maßstab der *Leistung* einschleicht: Organ nennen wir vornehmlich den Teil des »Organismus«, der Leistungen erfüllt – neben den Sinnesorganen also auch die vegetativeren der Verdauung, des Geschlechts, des reflektorischen Systems. Eher könnte man den Zusammenklang von ihnen allen, den Organismus, als ein etwas passives Gebilde ansehen, wenn man nicht vermuten dürfte, daß er die ihm dargebrachten und seinen Bestand verbürgenden Leistungen der Organe heimzahlt in Form einer Lenkung, eines dirigierenden Zusammenhalts, eines Alters- und Regenerationsausgleichs, etwa so, wie es in der Fabel vom Magen und den Gliedern geschrieben steht.

Früh schon hat sich die metaphorische Sprache des Wortes bemächtigt und etwa eine Familie, ein Dorf, einen Staat als Organismus bezeichnet oder die Stimme, die ja strenggenommen nur der Ausfluß eines Organs ist, selber ein Organ, ja sogar »das« Organ des Menschen genannt. So gehen in der Sprache oft das Wirkende und das Bewirkte unter einem Namen. Über die Stimme griff die Metaphorik des Worts hinaus: auch die Pressestimme, die Zeitung heißt Organ – mit dem Recht der Voraussetzung, daß sie für eine Gruppe, eine Partei spreche, und daß diese Partei »nach Art eines Organismus« existiere.

Bis dahin geht der klassische Charakter des Worts. Den

ersten Schritt darüber hinaus bedeutet die »*Organisation*«. Ursprünglich bezeichnet »Organisation« nichts anderes als den Aufbau des Organismus, die Art des Zusammenspiels zwischen den Organen. So und so organisiert sein heißt: die und die Organe besitzen – es ist die Feststellung einer Beschaffenheit, und Organisation ist ein Wort aus dem Bereich der Naturkunde. Die Organisation der Säugetiere, die Organisation der Amphibien – und natürlich auch die Organisation des Menschen, physiologisch und, mit einem geringen Zuschuß von Metaphorik, in seinem seelischen Verhalten. Eines Tages dann tritt neben diesen rein feststellenden Sinn des Wortes »Organisation« ein aktivhandelnder, der mit der Naturkunde nur noch insoweit zu tun hat, als Politik, Gesellschaftswissenschaft und Wirtschaftskunde Ableitungen der natürlichen Anthropologie sind. Organisation ist nun eine Vorkehrung, eine Ordnungsmaßregel des Menschen, mittels deren er dafür sorgt, daß seine »nach Art« eines Organismus aufgebauten Einrichtungen auch wirklich »wie« ein solcher – und mit einem kleinen Schritt weiter: »als« ein solcher funktionieren. Wir haben vorhin solche Quasi-Organismen angeführt: Familie, Dorf, Staat. Es gibt sie auch in einer vom Menschenbild weiter losgelösten Form: Weinbau, Kupferbergbau, Papierverarbeitung, Buchführung, Atomforschung – alles und jedes, womit sich der Mensch beschäftigt, kann zur Not im Bilde eines Organismus verstanden und demnach, auch ohne Not, »organisiert« werden. Je indirekter das Verhältnis der betreffenden Tätigkeit zum organischen (Menschen-)Leben ist, desto dringender, man meint fast: desto fieberischer waltet das Bedürfnis, sie zu »organisieren«. Manche komplizierteren Formen bestehen überhaupt nur noch aus Organisation, und der Vorwand eines »Organismus«, dem zuliebe sie organisiert würden, fällt weg. Im selben Maß wird Organisieren zu einem Beruf, der Organisator zu einer Gestalt eigenen Rechts und eigenen Gutdünkens. In den Angeboten wie in den Stellungsgesuchen des kaufmänni-

schen Arbeitsmarktes steht die Eigenschaft »erfahrener Organisator« so selbstverständlich wie früher im Zeugnis der Dienstmägde das »treu, fleißig, redlich«, und es will wohl auch nicht viel mehr besagen: nämlich daß der Betreffende die Elemente seines Fachs beherrsche. Man kann also offenbar organisieren schlechthin; ohne Rücksicht auf den »Organismus«, dessen Organe man schärfen und koordinieren will. Organisieren – das Wort kommt damit verteufelt in die Nähe saloper Vorstellungen etwa von der Art: eine Sache auf die Beine stellen, eine Sache (groß) aufziehen, eine Sache »schmeißen« oder »schaukeln«.

Anwendung: Im allgemeinen Bewußtsein ist denn auch das Organisieren, so blind man an seine Allheilkraft glauben mag, in seiner Bedeutung gründlich entwurzelt. Daß zu ihm ein Organismus oder wenigstens ein sich mit einigem Recht so nennendes Gebilde gehört, ist längst vergessen, und »Das müßte man organisieren« heißt gar nichts anderes als: »Das müßte man so einrichten, daß es besser klappt« – wobei wirklich allein ans »Klappen«, ans Blitzen und Funktionieren der sichtbaren Räder, Knöpfe, Schalter und sonstigen Fortschrittssymptome gedacht wird. Vor dreißig Jahren schon spielten wir in albernen Stunden ein Gesellschaftsspiel, bei dem man nach zweimaligem Diktat möglichst fehlerlos schwierige Definitionen niederschreiben mußte; diejenige des Organisators lautete:

»Organisator ist, wer mit sicherem Blick für Entwicklungsmöglichkeiten die Kraft und das Können verbindet, seinen Willen zum entwicklungsmäßig Höheren planvoll zur Geltung zu bringen.«

Die Definition ist gar nicht so übel. Sie enthält den ganzen Sündenfall des Begriffs der Organisation. Natürlich wird der Unmensch seinen »Willen« als den Willen zum »entwicklungsmäßig Höheren« ansehen, und an der Kraft und am Können fehlt es ihm keinesfalls, auch nicht an Plänen – er dampft ja vor Begier, neue Organisationen aus dem Boden

zu stampfen. Für ihn ist das Organisieren zum Inbegriff der Bewegung und des Fortschritts geworden. Es hat für ihn eine Zielrichtung ausschließlich in die Zukunft (ins »entwicklungsmäßig Höhere«) hinein, und er würde verdutzt sein, wenn man ihn daran erinnerte, daß Organisieren – als das Gliedern und Auswägen, das es eigentlich ist – viel mehr eine Sache der Besinnung, des sorgsamen Hinhorchens und der Rückbeziehung ist als eine Sache des Vorwärtsstürmens. Vor allem eine Sache von Fall zu Fall, immer nur zu entscheiden nach den Erfordernissen des betreffenden Organismus. Der Unmensch würde dem gegenüber auf seine, wie er glaubt, höchst schlüssigen praktischen Erfolge verweisen. Er kann ja auch Glück haben. In den Studienkommissionen, den Ämtern und Büros, die er – weil er sich's gar nicht anders vorstellen kann – zum Zwecke des Organisierens errichtet, mögen sich vorzügliche Leute befinden – Leute, die den Zusammenhang des Organisierens mit dem Organischen kennen oder verspüren. Aber der Unmensch in seiner täppischen Ungeduld, in seinem Parvenü-Glauben an die Wunderkraft des Organisierens wird ihnen auf jeden Fall das Leben sauer machen. Er wird es sogar zerstören. Denn das von ihm befohlene Organisieren um des Organisierens willen heißt: die Lebenserscheinungen über einen Kamm scheren. Er organisiert die einfachen und die komplizierten Tätigkeitsbereiche nach derselben Vernunft, die Atomphysik, die Schwerindustrie und die Zeitungsschlagzeile nach derselben Staatsräson, und mißt den Dingen, die sich sozusagen »Leben hoch drei« schreiben, keine wesentlich andere Organisationsform zu als jenen, die in der ersten und alltäglichsten Potenz auftreten. Das ist seine Blindheit nach oben. Seine Blindheit nach unten läßt ihn so begeistert ins blitzende Räderwerk seiner Organisationsmühlen starren, daß er gar nicht merkt, wie der Mensch selber – als Familien-, Dorf- und Staatsangehöriger, als persönlicher Repräsentant aller der überpersönlichen Gebilde – mehr und mehr ins Mahlwerk hineingerät. Dort verliert er zwar nicht unbe-

dingt Leib und Leben, aber irgendwelche Knochen werden ihm bestimmt gebrochen, nicht selten das Rückgrat.

So kann man wahrhaftig sagen, daß die Parodie in diesem Fall aus Notwehr kommt. Aus unbewußter Notwehr hat der Mensch vor den sehenden Augen des Unmenschen dessen teuersten Begriff entwertet und entmachtet, indem er ihn auf einen neuen Inhalt anwandte, der vom bislang »gemeinten« Inhalt lächerlich entfernt und ihm doch in einer parodistischen Weise nahe war. Der *Soldat* des zweiten Weltkriegs war zugleich das Schoßkind und das Opfer der unmenschlichen Organisiersucht. Von der hinter ihm stehenden Kriegs- und Verwaltungsmaschine wurde gerühmt, sie sei organisiert wie nichts sonst auf der Welt, und in den klirrenden Reden des Unmenschen ging die Beweisführung folgendermaßen vor sich: Ich behaupte, daß Organisation alles vermag; ich behaupte, daß unsere Organisation die beste ist; folglich muß unsere Organisation alles vermögen. – Organisieren hieß nun mit voller Nacktheit: das Unmögliche möglich machen, den Erdball umstülpen, erlangen, was man will. Und eines Tages, noch bevor die Hybris erniedrigt wurde, erklang aus irgendeinem Munde die Parodie, und Organisieren hieß: das unmöglich zu Findende dennoch finden, die letzte Falte nach dem letzten Krümel umstülpen, mit Ach und Weh erlangen, was man bitter nötig braucht. Was ist nicht alles »organisiert« worden und wird es noch heute im platten Volksmund: ein Auto, ein billiges Nachtquartier, ein rares Theaterbillet. Der häufige Vorgang, daß die Gaunersprache in die Hochsprache eindringt, verläuft hier gerade umgekehrt. Ein Wort aus der Hochsprache, sogar aus der gewählten Umgebung des gelehrten Fremdworts, sinkt ab in die Sphäre des Gaunertums. Aber nicht einfach so. Sondern es holt die Sphäre der Gaunerei, der Gosse, der Abfalltonne, ach der bitteren Not ganz nah heran an die Sphäre der feinen oder der mächtigen Leute, der geschickten All-round-Talente, der zielbewußten

Organisatoren – und bringt damit Wirkung und Ursache so nah zusammen, wie es kaum je einem Wort gelang.

Ein Witz, gewiß. Ein Modewort, zweifellos. Eine Parodie, die naheliegen mochte; nur mußte sie eben gefunden werden. Denkt man aber den ganzen Bogen der Bedeutung durch: vom souveränen Sinnesorgan, vom Auge sonnenhaft, bis zur jammervollen List des »Organisierens« der modernen Gaunersprache – dann enthüllt sich der Witz als Ausbruch der Verzweiflung. W. E. S.

Problem

Worterklärung: Sie ist leicht und schnell zu besorgen. Denn in seiner Muttersprache, dem Griechischen, sagt sich unser Fremdwort selber recht genau aus, als »das Vorgeworfene«. Vielleicht war bei diesem substantivierten Partizip der Vergleich mit dem Futter im Spiel, das man dem Pferd vor- oder hinwirft: damit soll es sich nun zu schaffen machen. Es braucht sich nicht zu langweilen und wird also nicht darauf verfallen, ungebärdig zu werden. Es hat jetzt etwas zu tun und zu bewältigen: das Bild vom vorgeworfenen Futter enthält also bereits den Sinn von »Aufgabe«. Ein gesundes Pferd, auch wenn es nicht eigentlich hungrig ist, hat immer Lust, mit seinen Zähnen Heu zu raufen oder Hafer zu mahlen. So auch der jugendliche, frische Geist: immer will er sich erproben. Hätten wir die im Vorwerfen enthaltene Gebärde richtig gedeutet, dann wäre vor alters um das »Problem« etwas Munteres, ja fast etwas Spielerisches gewesen, ähnlich wie um das Rätsel, das je und je mit der Nuß verglichen worden ist, die es zu knacken gilt. Manches der ältesten Probleme der Logik oder der Mathematik ist in der Tat Scherzfrage und Denkaufgabe zugleich gewesen, so etwa der Sieg der Schildkröte über den schnellfüßigen Achilles. Probleme im engeren und ältesten, also im griechischen Sinn waren, so scheint es, müßige Fragen, das will sagen, eines der mancherlei Mittel dafür, dem *otium* die *dignitas* zu gesellen.

Wortgebrauch: In ihm hat sich heutigentags von Munterkeit und Spiel nichts erhalten: um die Probleme geht es heute durchaus ernst, ja fast grämlich zu. Sie sind zum hauptsächlichen Unterscheidungszeichen zwischen ernsthaften Menschen (und Büchern) einerseits, den Leichtfüßen und dem Oberflächlich-Seichten andererseits geworden. Mit Problemen *spielt* heute kein Mensch mehr: es wäre dies für viele Zeitgenossen fast schlimmer, als wenn es mit dem

Heiligen geschähe. Mit Problemen *ringt* man, obwohl jedermann weiß, daß sie allesamt unlösbar sind. Wer ringt, der wird, ob Mensch oder Buch, in jüngster Zeit bei uns zumeist »wertvoll« genannt, wobei dieses Adjektiv auf eine gewisse gewichtige, nachschmeckende Weise ausgesprochen wird. Wenn wertvolle Menschen miteinander sprechen, so tauschen sie, wie heute gesagt zu werden pflegt, ihre Probleme aus. Solcher Tausch könnte freilich den Beobachter, der Worte und Dinge wörtlich nimmt, dazu verleiten, vom Ernst jener Ernsthaftigkeit nicht eben hoch zu denken.

Bei diesem sozusagen stirnrunzelnden Sprachgebrauch bedarf es gar nicht mehr des Hindeutens auf ein bestimmtes, einzelnes Problem, weil der Hinweis auf die allgemeine Sphäre des Ernsthaften, des Schwierigen, des Widersprüchlichen, des Unlösbaren genügt. So haben sich denn einige verallgemeinernde Erweiterungsbildungen an das »Problem« angehängt: problematisch, die Problematik, das Problematische. Kunst und Dichtung, sofern sie auf die Beachtung durch Kenner rechnen wollen, bedürfen der »Problematik« und zwar in mehrfachem Sinne: der Stoffgehalt eines Dramas, einer Novelle, eines Romanes deckt sich schlechthin mit einem oder mehreren Problemen von Rang (trotz allem Ernst gibt es übrigens auch »besonders beliebte Probleme«), als da sind das Ehe-, das Sexual-, das Sozial-, das Generationsproblem. Bei den vergleichsweise stoffarmen oder stofflosen Gattungen der Lyrik, der Musik, der bildenden Kunst muß deshalb die Form es sein, die Probleme aufgibt oder selber problematisch ist. Letzteres Adjektiv – und damit kommen wir zu einer weiteren, letzten Bedeutungsschicht – ist zwar negativ getönt insofern, als der Ausdruck »problematisches Gedicht«, »problematische Graphik« anzeigen will, es gebe in jenen Gebilden gewisse Unstimmigkeiten, der Zweifel an ihrer bleibenden Geltung sei erlaubt. Aber dieser Vorbehalt enthält noch Anerkennung genug: die problematische Leistung, eben weil sie Probleme »anfaßt« und selber solche »*auf*wirft« (nicht

mehr »*vor*«!), hat Rang, sie ist nicht die nächste beste, ihr Urheber weiß Bescheid, er hat etwas vorzuzeigen an Gedanklichkeit, Erfahrung, an Modernität und Originalität, kurzum an Zuständigkeit überhaupt. Ferner: der Mann hat gerungen, was ohne weiteres an der Form abzulesen ist, er ist überall dem Bequemen (freilich auch dem Angenehmen) aus dem Weg gegangen. Eben am Problematischen liegt es, daß man sich jetzt und künftig mit ihm beschäftigen muß. So wird denn auch die Distanz gegenüber klassischer Kunst und Dichtung, die Entfremdung, die manche Leute anscheinend als Kennzeichen ihrer Kennerschaft vorweisen (es geschieht dies allerdings schon seit vierzig Jahren und länger), nicht selten mit dem Mangel jener Werke an Problematischem begründet: derlei sei zu glatt, zu schön, zu »unverbindlich«.

Es ist ein durchaus falscher Ernst, der sich in den soeben angedeuteten Sprachbräuchen verrät. Falsch vor allem deshalb, weil er vom Spiel nichts weiß oder es verkennt: als ob sich die Fülle des Daseins und die volle Angelegentlichkeit des Dabeiseins nicht gerade im gut gespielten Spiel einstellte, wohl gemerkt im *bloßen* Spiel. Dem ersten Mißverständnis, der Verachtung des Spiels, gesellt sich alsbald das zweite: das Spiel wird ernst genommen, aber eben wiederum mit demselben seriösen Serienernst, der Problem an Problem reiht. Alles liegt an der Unterscheidung. Schiller hat sie in einem einzigen Vers also getroffen: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.« Nicht wenige, vor allem Künstler, haben sich über dieses Wort empört oder es belächelt. Fast alle Polemiker haben jedoch übersehen, daß dieses wahre und wahrhaft weise Wort im Prolog zum Wallenstein steht, zu derjenigen Tragödie also, die Hegel wegen ihrer lichtlosen Finsternis verworfen hat. Man denkt auch selten daran, daß Schiller noch weiter gegangen ist: just das Spiel machte er zum entscheidenden Merkmal des menschlichen Menschen. Falsch erscheint jener Ernst, der sich in der Häufigkeit der Wörter »Problem«, »Problematik«,

»problematisch« und in der Art ihres Gebrauches kund tut, nicht zuletzt seiner Eitelkeit wegen. Sie ist wohl die unangenehmste, die es gibt, weil sie sich selbst verleugnet, vor allem aber, weil sie sich nicht anders äußern kann als in der geschwätzigen Wichtigtuerei der wertvollen Menschen. Was Kummer macht, was zur Verzweiflung bringt, also der »Ernst des Lebens« – das ist in seinem Kern so einfach wie schwer. Was sich nicht löst, daran leiden wir. Alles andere, vor allem das gewichtige Klugreden, trifft daran vorbei. – »Ich bin gebildet genug, um zu lieben und zu trauern«,– so erwidert Mignon dem ebenso auf ihre wie auf seine eigene Bildung bedachten Wilhelm. Das leidende, unglückliche Kind ist in diesem Augenblick weiser als der glückhaft fortschreitende Jüngling. a. o.

Propaganda

Man sollte es nicht glauben; aber das Wort hat geistliche Ahnen und Verwandte. Im Jahre 1622 errichtete Papst Gregor XV. eine Kongregation, wir würden es heute vielleicht eine Studiengesellschaft nennen, zur Pflege der Heidenmission. Sein Nachfolger Urban VIII. fügte fünf Jahre später ein Kolleg, eine Pflanz- und Schulstätte für Missionare hinzu, und beide Stiftungen – typische Stiftungen der gegenreformatorischen Ära – erhielten einen Namen, in dem ihre Aufgabe beinahe nach Kanzleimanier deutlich bezeichnet wurde. Congregatio und Collegium *de propaganda fide* – das heißt also ganz wörtlich: betreffs des auszubreitenden Glaubens. Daß davon abgeleitet sein soll, was heute Mensch und Unmensch unter Propaganda verstehen, mutet einigermaßen erstaunlich an – wiewohl sich der Unmensch nach kurzer Schrecksekunde von seinem Staunen erholen und ganz treuherzig versichern wird, unsere wörtliche Übersetzung scheine ihm kein übles Feldgeschrei zu sein für das, was auch er mit seiner Propaganda immer gewollt habe. Noch vor hundert Jahren bedeutete Propaganda einzig und allein jene kirchliche Einrichtung mit dem schmiegsamen, weiblich klingenden Namen. In Göttingen ist 1853 ein zweibändiges Werk erschienen: Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Ein Titel, der für unsere gewitzte Vorstellung von heute jeglichen Sinns ermangelt. Die Provinzen der Propaganda – darunter können wir uns schlechterdings nur die ganze Welt vorstellen, den »Äther« eingeschlossen, und was ihr »Recht« angeht, so besteht es überall da, wo sie Dumme findet. So hat es aber der Verfasser – *Otto Georg Alexander Mejer* – nicht gemeint. Er hat ein gelehrtes Werk aus seinem Fachgebiet geschrieben: als ein führender Kirchenrechtler seiner Zeit.

Bevor aus der kirchlichen die weltliche Propaganda wurde, hat das Wort schon einen bemerkenswerten philo-

logischen Salto geschlagen. *Propagare* heißt ausbreiten, ausdehnen; es heißt auch zeitlich verlängern und hinziehen (propagare bellum = einen Krieg verlängern); und es heißt schließlich: sich durch Ableger und Schößlinge fortpflanzen. Nicht vergessen sei bei so viel munteren Bedeutungen des Worts, daß in ihm ein Stamm verborgen liegt, aus dem wiederum etwas so Beharrliches wie der *Pakt*, die auf die Dauer berechnete Übereinkunft, hervorgegangen ist. Im großen und ganzen passen die Sinngehalte von *propagare* nicht übel in unseren Begriff von Propaganda; die kitzlige Frage ist nur, wie aus alledem *die* Propaganda entstanden ist. An sich nämlich müßte man sich das Wort als einen Plural vorstellen, als ein Neutrum in der Mehrzahl: propaganda = die auszubreitenden, fortzupflanzenden Dinge. So, wie auf den Merkbüchlein unserer Großmütter stand: *Agenda* – und es waren die zu betreibenden, zu erledigenden Dinge gemeint. Nun ist aus *den* Agenden allerdings auch die Agende geworden: die gottesdienstliche Ordnung der evangelischen Kirche – und aus *den* Legenden die einzelne Heiligengeschichte – jeweils aus einem Neutrum im Plural ein Femininum in der Einzahl. Da hätten wir also die weitere geistliche Verwandtschaft unserer Propaganda, aber zum Unterschied von jenen Wörtern hat bei ihr die Sprache statt einer philologischen Entwicklung einen kecken Sprung gemacht. Das Wort »Die Propaganda« ist unmittelbar aus der Amtsbezeichnung »Congregatio de propaganda fide« herausgezogen. Dem Volksmund war offenbar der Firmentitel zu lang, er nahm sich von den vier Wörtern das heraus, das ihm am besten gefiel, und verlieh ihm kurzerhand den bestimmten Artikel, ohne Rücksicht darauf, ob der Casus dafür grammatisch geeignet war oder nicht. Genauso gut hätte man abkürzen können: *Die Fide* (»Die Fide, ihre Provinzen und ihr Recht«) – aber offenbar stellte sich's für die Sprachphantasie des barocken Römervolks, für die tausend kleinen Kleriker, Wallfahrer, Devotionalienhändler und alten Weiblein, so dar, daß *die* Propaganda genauso gut wie

die Anna, *die* Barbara und *die* Amanda als ein Frauenzimmer personifiziert und als Bezeichnung für ein gottgefälliges Institut wie die Heidenmission trefflich verwendet werden könnte. Das sind Freiheiten, die sich der Unverstand auf Grund des Klangs vor der Sprache herausnimmt, und sie gewährt es ihm lächelnd und gibt ihm Recht gegen alle Einwände der Grammatiker.

So hat man also in Rom und an anderen Sitzen der Missionsgesellschaft zweifellos sagen können (und kann es vielleicht heute noch): »Ich gehe zur Propaganda« – mit der Gewißheit, dahin verstanden zu werden, daß man einen Missionsabend der genannten Kongregation besuchen wolle. Man vergleiche, was dagegen der Mensch im allgemeinen und insonderheit der Unmensch aus der Bemerkung »Ich gehe zur Propaganda« heraushören würde. Der harmlose Zeitgenosse würde dies darunter verstehen: daß jemand sich zum Werbefach entschlossen habe, daß er zur Propaganda, nämlich in den Beruf eines Reklamechefs, eines Werbeleiters, eines Pressereferenten gehen wolle. Propaganda treiben heißt bekanntlich: andere Menschen, unter vornehmlich geschäftlichen Gesichtspunkten, von der Notwendigkeit einer Sache überzeugen, so daß sie daran glauben oder zu glauben sich einbilden und Opfer dafür zu bringen bereit sind. »*De propaganda fide*« – es ist nicht abzustreiten, daß das Wort Propaganda es von seiner Geburtsstunde an mit dem *Glauben* zu tun gehabt hat, und zwar von vornherein in dem einigermaßen säkularisierten, man möchte sagen geschäftsmännischen Sinn, daß der Glaube etwas Propagierbares, Organisierbares sei. Gewiß hieß es »Gehet hin und lehret alle Völker . . . «–, aber streng genommen war in dieser Vorschrift doch wohl nur enthalten, daß man die *Chance* zum Glauben und, in der Taufe, die Gnadenspende des Sakraments, nicht aber den Glauben selbst verbreiten solle. Dieser müßte denn wohl die freie Zutat des sich entscheidenden Menschen sein, und anders hat wohl im Ernst keine Theologie den Missionsauftrag von der *propaganda fides* je verstanden.

Indessen war es einer weltlichen Reformschriftstellerei leicht gemacht, sich aus Namen und Statut der frommen Kongregation ein Schlagwort herzuleiten und Propaganda jede Einrichtung zu nennen, bei der ein Glaube, den man hat, vielleicht auch nur ein Glaube, den man möglicherweise haben könnte, und schließlich ein bloßes ungefähres Glauben und Dafürhalten mit irgendwelchen Mitteln der Publizistik verbreitet wird. Abgespielt hat sich diese Verweltlichung und Verallgemeinerung des Begriffs der Propaganda im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts, im Anschluß an die soziale Revolution. Es wäre nicht das erste Beispiel, daß eine kirchen- (jesuiten-, juden- und so weiter) *feindliche* Bewegung im ersten Elan die Organisationsformen und den Wortschatz der von ihr bekämpften Gruppe übernimmt. Hat sich ein Glaube erst einmal selbstherrlich gemacht und von *dem* universalen Glauben abgelöst, dann übernimmt er auch ohne ausdrücklichen göttlichen Auftrag den Impuls zur Mission und das ursprünglich religiös gemeinte *officium propagandi*. Der Bekehrungseifer der weltlichen Glaubensstreiter wird sogar vielfach noch lebhafter und »propagandistischer« sein als derjenige der geistlichen.

Mit alledem ist aus der Propaganda, die ein Institut zu bestimmtem Zweck war, eine Macht geworden. Sie befaßt sich nicht mehr mit einem bestimmten Auftrag – den Glauben zu verbreiten – sondern sie drückt die allgemein bestehende Möglichkeit aus, Menschen zu beeinflussen und (ohne bestimmten Artikel!) Glauben zu erwecken, ja nach wohlassortierten Rezepten hervorzurufen. Sie rückt damit in bedenkliche Nähe der großen Selbstzwecke und Zwangsläufigkeiten, die unser Leben umklammern, und in deren Stachelgewirr sich der Unmensch wohlfühlt wie der Salamander im Feuer. Man könnte sich unter den vielen Wahlsprüchen des Unmenschen einen denken, der (in Anlehnung an das *»navigare necesse«*) lauten würde: *»propagare necesse«* – zu deutsch: Propaganda muß sein. Sie muß sein, auch wenn es gar nichts mehr zu empfehlen, zu verbreiten und anzupreisen gibt, und

wenn die Menschheit ihren Endzustand eines einzigen gesteuerten Glaubens und Reagierens erreicht hat. Dann würde der Unmensch immer noch Propaganda treiben, aus einer Art Heroismus des Wahnwitzigen: »Räder müssen rollen für den Sieg« stand auf den Spruchbändern; sie hingen zerknittert am Gestänge demolierter Bahnhofshallen, und das »für den Sieg« war längst abgefallen, es hieß nur noch und sollte heißen: Räder müssen rollen, Köpfe müssen rollen, müssen rollen, müssen rollen, rollen, rollen... Hier kommt ans Licht, was der Unmensch sich bei der Bemerkung »ich gehe zur Propaganda« für eine Vorstellung macht, nämlich die, daß man damit ein bestimmtes Amt übernimmt und den dortselbst üblichen Amtsstil, sei es auch derjenige der Gebetsmühle, zu seiner Sprechweise macht. »Ich gehe zur PK«, sagten im Krieg leider viele junge Journalisten, nachdem sie eine Weile Soldaten gewesen waren – und erlebten dann, daß bei der Propaganda-Kompanie keineswegs die journalistisch getreueste, nicht einmal die vaterländisch am meisten anfeuernde, sondern eine amtlich genormte Art der Schilderung von ihnen erwartet wurde. Das Ziel, Glauben zu verbreiten, war schon ganz außer Sicht gekommen. Amt geht vor Sache, das war die Devise; es ist überhaupt einer der Leitsprüche des Unmenschen, dem er bis zur Selbstvernichtung, man könnte sagen: mit einer Art von monströser Rechtschaffenheit nachgeht – der Konflikt eines früheren Säkulums, ob Person vor Sache gehe oder umgekehrt, ist daneben von idyllischer Einfalt. Eine tragikomische Dekadenz des Begriffs Propaganda sprach allein schon daraus, daß es ein Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda gab. Da in der Bezeichnung eines Ministeriums doch wohl sein Aufgabenbereich ausgedrückt sein soll, war hier also die Propaganda schlechthin als Aufgabe gestellt, und zwar war sie einer Behörde anvertraut, also einer dazu am allerwenigsten geeigneten Instanz. Der Propagandist ist der Mann aus dem Volk; der Mann, der Blick und Ohr der Menschen zu fangen versteht,

nachdem die sachlichen und die terroristischen Mittel der Autoritäten versagt haben – er ist der Mann der Auskünfte und des Augenblicks, den der Minister nachts heimlich durchs Hintertürchen zu einer verstohlenen Besprechung ins Haus läßt. Ihn zu einem Beamten zu machen und seine Künste zu einem ministeriellen Laboratorium auskochen zu lassen, war ein Unding von vornherein.

Der Augenblick, in dem sich der Unmensch des Wortes Propaganda bemächtigt hat, läßt sich ziemlich genau daran feststellen, seit wann es Zusammensetzungen mit -Propaganda gibt, Zusammensetzungen, bei denen wir uns gar nichts Böses mehr denken. Kulturpropaganda ist die gebräuchlichste davon, und sie zeigt das ganze Elend eines Begriffs, dem sein eigentlicher Inhalt abhanden gekommen ist. Kulturpropaganda könnte als ein weltliches Gegenstück zur Glaubenspropaganda etwas sehr Schönes sein. Sie ist aber gar nicht das, was die Bezeichnung auszudrücken scheint, sondern sie ist eine Propaganda *mit dem Mittel der Kultur*. Einen Gegenstand hat sie nicht; sie empfängt ihn von Fall zu Fall in Gestalt des jeweils zu hofierenden nationalen oder »weltanschaulichen« Fetischs. Die Kultur ist eine Pyramide, die sich auf den Fetisch zuspitzt; die Kultur ist überhaupt nur entstanden, weil der Fetisch es so verlangt hat, und sie ist nur dazu da, ihn zu verherrlichen: Literaturgeschichte des deutschen Volkes, dieser Titel des *Nadlerschen* Werks kehrt in der Tat die natürliche Reihenfolge der Dinge genau in der Weise um, in der es die Kulturpropaganda des Unmenschen grundsätzlich tut. Schon sind auch Ansätze dazu zu beobachten, daß es eine Glaubenspropaganda des Unmenschen geben könnte: nämlich eine wiederum gegenstandslose, tagespolemisch vergeudete Propaganda *mit dem Argument*, daß man selber gläubig sei, andere aber nicht. Statt daß die Propaganda den Glauben verbreitet, müßte also der Glaube die Propaganda fördern – womit wieder einmal gezeigt wäre, daß die verkehrte Welt die paradoxe Heimat des Unmenschen ist. W. E. S.

Querschießen

Mit diesem Wort betreffen wir den Unmenschen in munterer Laune; wenn er unter seinesgleichen ist und sich keinen Zwang antut. Da ist er ganz Saufbruder und Mannskerl; seine Ausdrucksweise geht auf Volkstümlichkeit aus, und er ist nicht ungeschickt in der Prägung schmissiger Redensarten. »Kinder, da wurde mal wieder mächtig quergeschossen!« – Wer spricht denn so? Ein Cowboy (aus dem Film) nach nächtlichem Ritt durch die von feindlichen Rothäuten besetzte Prärie. Ein Sahib (aus dem Roman), dem während der Dschungelfahrt die vergifteten Pfeile um die Ohren gezischt sind. Ein Amtsstellenleiter (aus dem zwanzigsten Jahrhundert), wenn er von dem Intrigen- und Instanzenkampf auf seiner »Dienststelle« erzählt. Es ist ein Wort aus dem Wortschatz des totalen Landsknechts; man muß an Schießplatz und Uniform denken und zwar an das Elegante, Schnittige, Keulenförmige des Uniform-Umrisses mit Reitstiefeln und Breeches, wie er in den Tagen seiner Glorie auch durch die zivilsten Amtsstuben wandelte und gerade durch diese. SS-Brigadeführer und Rektor der Universität – in dieser Reihenfolge drückte sich die Usurpation aus, die Machtergreifung durch den totalen Landsknecht, und geblieben ist uns das Querschießen, das Wort und der Vorgang. Nur mangelt ihm jetzt die fröhliche Zuversicht, mit der der uniformierte Unmensch es gebrauchte, und es nimmt mehr und mehr die Bitterkeit einer trostlosen Erkenntnis an: daß das Querschießen zum Mechanismus des öffentlichen Lebens gehöre, und daß es anders gar nicht sein könne. Es wird quergeschossen, sagte der uniformierte Unmensch; er sagte es halb mit lächelnder Nachsicht für die Verrücktheiten der Welt und halb mit Genugtuung, mit dem Tonfall »Frischauf zum fröhlichen Jagen!«, denn er würde es seinerseits an einem zielsicheren Querschießen auch nicht fehlen lassen. Die Welt als Dschungel, das öffent-

liche Leben als ein System von Minenfeldern, Panzerfallen und Hinterhalten – so gefiel es dem Unmenschen. Und er hat recht behalten: immer noch knallt und böllert es, immer noch »herrscht Beschuß« – man meint manchmal, daß die Schüsse von selber losgehen, oder daß die Affen sie lösen, nur damit das Dschungelgesetz sich erfülle. Auf schmalen Reisfeldern am Rande duckt sich der Kuli in die Idylle seiner täglichen Fron...

Quer und *zwerch* ist dasselbe. Das *Zwerchfell* ist eine quer durch die Leibeshöhle gespannte Muskulatur, und der *Querkopf* kann von Glück sagen, daß er nicht Zwerchkopf heißt. Die alte Mittel- und Stammform zwischen *quer* und *zwerch* heißt *twer* oder *twerch*. Im Altgermanischen, im Angelsächsischen gibt es ein Wort »*thweorh*«, das bedeutet schief, quergestellt, wohl gar verzerrt und widernatürlich. Von daher kann man dem Etymologen leicht glauben, daß aus dem gleichen Stamm das lateinische *torqueo* hervorgegangen ist mit seiner Bedeutung verdrehen, verrenken, foltern. Es gibt offenbar für den Menschen eine natürliche Gradsinnigkeit, und was zu ihr im schneidenden und kreuzenden Winkel und Verhältnis steht, was schief und »scheel« auf sie einwirkt, das ist quer oder überzwerch. Nicht ganz uninteressant, daß die ästhetische Widrigkeit des Schielenden und die technische des Quer- oder Zwerchlaufenden miteinander übereinkommen in der Bedeutung: schief, verdreht, störend. Denn der Querkopf wird ja nicht sachlich so benannt als einer, der kauzigerweise meistens anders denkt als der Durchschnittsmensch, sondern er empfängt in der Bezeichnung auch schon seinen Tadel: er stört, und man unterstellt ihm den dazugehörigen bösen Willen. Sicher tut er es nicht mit Absicht.

Wenn einer auf die Jagd geht, so kann er danebenschießen. Auf dem Schießstand wurde viel Wesens daraus gemacht, ob einer ins Herz der Scheibe traf oder an ihren Rand, und wer an ihr vorbeischoß, war eine geringere Sorte Mensch. Querschießen aber kam dort nicht vor, denn es

hätte ja bedeutet, daß einer aus verbogenem Flintenlauf quer zur Zielrichtung geschossen hätte. Das ist mit »Querschießen« nicht gemeint. Querschießen tut der andere, der »Feind«, der Neidling. Er richtet sein Schießen so ein, daß es sich mit der alleinseligmachenden Richtung, nämlich der meinen, überkreuzt und quer zu ihr steht. Das Tückische eines Schießens von der Seite oder von hinten (warum eigentlich tückischer als von vorn? – es wird ja nicht gefochten, sondern geschossen!) – dieses Tückische und Abgefeimte soll mit dem Wort »querschießen« angedeutet werden. Vor allem aber ist es das *Motiv*, das gekennzeichnet werden soll: das Neckende, Äffische einer mutwilligen Störung. Denn da mein Weg der einzig richtige ist, bedeutet alles »Quere« eine Störung und zwar eine unerlaubte. Es ist ihm nur mit gleichen Mitteln zu begegnen, also wird nun auch meinerseits quergeschossen. Zwar schieße ich, von mir aus gesehen, gerade. Aber ich schieße eben doch quer in meiner Absicht, es dem andern heimzuzahlen, seine Pläne zu versauen und zu durchkreuzen. Ich schieße quer, insofern ich mich in der Dschungelwelt befinde und meinen Mitmenschen *in dubio* für einen Feind halte, den zu stören heilige Pflicht der Selbsterhaltung ist. Querschießen kann zum Beruf, zum Lebenszustand werden. Es hat Querschießer gegeben, die sagten dir am Vormittag, sie schätzten dich privat aufs höchste, aber die Dienstpflicht werde sie nachmittags in der Sitzung nötigen, dich »*an*zuschießen« (so drückten sie sich aus). Abends beim Alkohol leckten sie dir die Wunden, schwuren dir ewige Freundschaft und polterten über die »Armleuchter« von der benachbarten Dienststelle, die schon wieder quergeschossen hätten. Andern Tags schossen sie dich endgültig *ab*, und meinten es nicht einmal bös. Wahrscheinlich schossen sie aus Angst.

Obenhin behorcht, scheint es kein übles Wort zu sein. Es ist – bei allen seinen logischen Mängeln – doch, was man einen schlagenden Ausdruck nennt. Es drückt aus, was sonst mit einem Wort schwer auszudrücken wäre: eine aus

Angst, Reflex und Berechnung gleichermaßen geborene Handlungsweise, mit der sich im zwanzigsten Jahrhundert zahlreiche erwachsene Menschen abgeben, indem sie dabei das Gefühl haben, ernsthaft beschäftigt zu sein. Man soll freilich nicht alles dem zwanzigsten Jahrhundert aufpacken; zweifellos hat es den Vorgang des Querschießens, nämlich den Komplex der Intrige und der Hinterlist im öffentlichen Leben, zu allen Zeiten gegeben. Dem Unmenschen unseres Zeitalters aber blieb es vorbehalten, den gutmütig klingenden, zwischen Sachlichkeit und Satire stehenden Ausdruck »querschießen« dafür zu finden: einen soldatisch verbrämten Ausdruck, der bedeuten sollte, so schlimm sei das alles nicht, es sei im Gegenteil eigentlich normal und gehöre zum »gefährlichen Leben«. *Homo homini lupus* sagt das lateinische Sprichwort: der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Darin ist auch die Gefährlichkeit des Lebens geschildert, aber mit einem gramvollen Ernst, ohne die halb zustimmende Landsknechtsgebärde. *Homo homini lupus* – der Unmensch hätte es so übersetzt: Der Mensch ist ein Wolf unter Wölfen. Vielmehr er *hat* es so übersetzt – nur mit dem ihm eigenen Ausdruck, in dem alles eitel Passivität ist und eitel Unpersönlichkeit: *Es wird quergeschossen.* Nicht ich schieße quer, nicht du schießt quer. Das Querschießen ereignet sich; es knallt aus dem Dschungel. Rette sich, wer kann; sehe jeder, wie er knalle...

W. E. S.

Raum

Wortgeschichte und Erklärung: Die oberdeutschen Mundarten haben das Substantiv »Raum« nicht zu eigen. Ihr Sprachgebrauch übernimmt es von Fall zu Fall aus der Diktion der Verwaltung. Auch sind ihm die Komposita des Verbums (ab-, weg-, auf-, aus- und ein-räumen) weit geläufiger als das Simplex »räumen«. Der Blick auf die Mundarten ist deshalb unumgänglich, weil für das Schriftdeutsche, was »Raum« angeht, die Wörterbücher von *Grimm* und *Trübner* ausfallen. Dem mundartlichen Sachverhalt entspricht die Übersicht bei *Sanders* insofern, als dort das Substantiv, abgesehen von der Lutherbibel, erst in Belegen des 18. Jahrhunderts auftritt. Die berühmte Wendung vom »Raum in der Herberge« in der Weihnachtsgeschichte des Lukasevangeliums, sodann die bei Luther und Späteren auftretenden Koppelungen »Raum und Platz« »Statt und Raum« können wohl als stellvertretend gelten für den älteren Gebrauch des Wortes. Er war anscheinend so ziemlich konkreter Art, insofern als »Raum« eben den Platz bezeichnete, den ein Mensch oder ein Ding als Standort hat oder entbehrt. »Raum« könnte verstanden werden als Ergebnis eines Wegräumens: wie bei gewissen Hohlmaßen hätte denn ein Vakuum oder Negativum den Anstoß zu einem positiv genommenen Maßbegriff gegeben. Dazu würde sich der Umstand, daß die oberdeutschen Mundarten das Substantiv »Raum« nicht kennen, ganz gut fügen. Ihm gesellt sich das heute noch spürbare Widerstreben, bewohnte oder wohnliche Teile eines Hauses als »Raum« zu bezeichnen: Wohl spricht das Wohnungsamt von einem so und soviel Kubikmeter umfassenden Raum, der Architekt berechnet den »umbauten Raum«, aber die lebendige Rede nennt ihn Wohn-, Schlaf-, Eß-, Arbeits-*zimmer*, Verschlag, Kammer, Stube, Saal. Wenn man von Schlaf-, Wasch-, Tagesraum hört, denkt man an Örtlichkeiten im Krankenhaus, ehedem in Kasernen oder Lagern.

Der Hotelportier spricht nicht vom Schreib- oder Gesellschaftsraum, und ist es der Hotellerie um Intimität zu tun, so gibt sie der Stube den Vorzug vor dem Zimmer. Wohl schreibt man in der Schweiz häufig »tea-room« über den Eingang zum Café, aber eben doch nicht »Teeraum«: Die englische Form ist eine Sache für sich, »Teeraum« möchte wenig verlockend klingen. Vom »Eßraum« würden sich die meisten Leser oder Hörer kaum mehr als Blechnapf und Eintopf erwarten, und »Weinraum« könnte gar als séparée für Leidtragende mißverstanden werden. Kurzum: es ist etwas Kahl-Zweckhaftes, das dem Wort »Raum« anhaftet, und demnach scheint es in neuerer Zeit als Maßbegriff, also als Abstraktum, genommen worden zu sein.

Wortgebrauch: Je länger sich die Geometrie, die Stereometrie, die Astronomie, die Physik mit dem Raum befaßten, je genauer es in ihm und mit ihm zuging, desto leerer und wesenloser wurde es um ihn bestellt. Am schlimmsten hat ihm dann die Philosophie zugesetzt: *Kants* Deduktionen ergaben, was hernach *Einsteins* Rechnungen bestätigten, daß der Raum eigentlich gar kein solcher, jedenfalls nichts eigentlich Räumliches, nichts wirklich Vorhandenes sei. Seitdem hat es der Denker, der Genaue, mit dem Raum recht schwer. Lieber als der greifende Geist, bereitwilliger als er ließ sich das schweifende Gemüt vom Raum und nunmehr vom schönen, bedeutsamen Klang des Wortes bezaubern. Es erschien mit einem Mal in der Nachbarschaft von Traum und Baum, freilich auch von Schaum. Wenn nach der berühmten Definition von Karl *Kraus* die echten und guten Reime nicht nur dem Klang nach zusammengehören, sondern als das »Ufer, wo sie landen, sind zwei Gedanken einverstanden«, – so gibt es, könnte man denken, auch das Einverständnis der Stimmungen und Ahnungen. Denn die Anlände von Baum, Traum, Raum (den Schaum überläßt man der Deftigkeit des Sprichwortes, das die Träume als Schäume zerplatzen macht) ist nicht nur ein Uferstreifen, sondern ein wahres Kernland einer gewissen Lyrik. Der-

gestalt ist das leibarme Abstraktum zu wallender, ja zu fast numinoser Fülle gekommen: es gibt seitdem nicht nur den Kultraum, sondern vielmehr den Kult des Raumes.

Ihm ergaben sich allererst, ja ihn stifteten, wie es scheint, die Kunstkünder: glaubte man den Manifesten gewisser Architekten der zwanziger Jahre, so gab es den Raum im Anfang, der vor einem Zweck, vor dem Plan, vor Stein und Beton da war. Als Emanation dieses geheimnisvollen Elementes, richtiger als dessen »Funktion«, sollte das Gebilde aus Stahl und Glas verstanden werden. Verstehen konnte es nur derjenige, dem das »Raum*erlebnis*« zuteil geworden war. Dafür bedurfte es erst einiger Initiation durch besondere kunst-philosophische Schulen, während das »Raum-*Empfinden*« schon dem Kunstgewerbe erreichbar war. So unbestimmt der Raum blieb, ja, je mehr das Dunkel der Vorstellung der dunklen Sonorität des Wortklanges entsprach, um so gewisser war ihm ein eigenes Sein, Wesen und Wollen zu eigen: der bayrisch-österreichische »Raum« war imstande, gewisse Dichter und Bilder hervorzubringen und eine bestimmte Form des Barock zu »zeitigen«. Kurzum, der Raum wurde im Bereich der Musen ein ungemein tätiges Subjekt, ja ein zweiter Prometheus.

Der solchermaßen autorisierte, ja dämonisierte Raum konnte sich bald nicht mehr damit begnügen, Dichter, Komponisten, Architekturen aus sich heraus zu stülpen. Er blähte sich hinüber in politische Gedanken und Wollungen: dort trieb er zuerst die Wissenschaft der Geopolitik als Blase von stattlicher Höhe empor. Jetzt waren nicht mehr bloß Bauteile, Werkleute, Architekten seine Opfer, sondern Staatsmänner und ganze Völker: was der Raum wollte, mußten sie tun oder erleiden. War er groß, galt es ihn zu sichern und zu »gestalten«. War er klein, mußten sie ihn erweitern, notfalls ihn »sprengen«. Nur eines erlaubte der Raum im Lichte der einstigen Geopolitik nicht, nämlich, daß man sich in ihm, wie es der Bauer mit Boden und Wetter zu tun gewohnt ist, eben einrichtete. Denn die Geopolitik

hatte den Raum längst zum »Großraum« befördert. Er verschluckte alle Kleinräume, weshalb von solchen niemals die Rede sein konnte. Die Geopolitik ihrerseits ging in der Großraumpolitik auf, mit ihr hatte das »Volk ohne Raum« hinfort seine lange Plage und keine Zeit mehr, solch geräumige Bücher zu lesen wie jenes mit dem eben angeführten Titel. Was ehedem in so schöngeistigen Wissenschaften wie der Kunstphilosophie und der Kulturanalyse zu »Raum« gemischt und gebraut worden war, das hatte sich, den Destillierkolben der geschwätzigen Alchimisten entweichend, als betäubender Dunst über das Denken und Reden eines ganzen Volkes gelegt. Schließlich ballte er sich zu schlagendem Wetter: es riß Großdeutschland auf zum germanischen »Lebensgroßraum«. Erst die Schlachtfelder waren dem Raum endlich groß genug: der Wehrmachtsbericht hatte Mühe, Tag für Tag durch die Räume zu schreiten, erst vorwärts, dann zurück bis zum Raum um Heilbronn und Crailsheim. Hernach kamen die Flüchtlingszüge nicht mehr aus irgendwelchen Großräumen, sondern ganz genau und karg eben aus Breslau, aus Prag, aus Preßburg. Ebenso genau mußte jetzt in bayerischen, schwäbischen, hessischen Dörfern und Städten nicht irgendwelcher Raum, sondern der Wohnraum mit der Meßlatte nach Kubikmetern aufgenommen werden. So wahr ist also die Redensart, daß Wörter ihre Schicksale haben –, ach nein, wir sind noch weiter belehrt worden: Wörter sind es, die Schicksal allererst *machen*. Das lehrt die Geschichte des Wortes »Raum«: zum Zauberwort vergötzt, hat es nicht nur faulen, sondern bösen und furchtbaren Zauber geübt.

Seltsamerweise hat sich das Wort später nicht etwa auf die Geometrie, auf die Technik und die Verwaltung zurückgezogen und darauf beschränkt, ein ehrliches, ziviles und einfaches Dasein neu anzufangen. Von der Großraumpolitik ist zwar nur der »Großraumkoffer« als kläglich renommierende Reminiszenz übriggeblieben. Aber noch geht es bedeutsam zu im »Raum der Universität«, auch im »Raum

der Wirtschaft« tut sich mancherlei, was man so genau nicht weiß oder sagen will, im »vorparlamentarischen Raum« drängen sich vielerlei Interessen (oder auch »Anliegen« – siehe dort!), der »geistige Raum« ist, wie es ihm zukommt, nach wie vor undurchsichtig, und in den »Kulturraum der Satellitenstaaten« verlegt man bald Katastrophen, bald messianische Hoffnungen. Offenbar können die Gedankenflüge der »Nachwuchsschriftsteller« die ausweitende Funktionalchiffre, als welche das Wort »Raum« gebraucht wird, so wenig entbehren, wie die schwierigeren Kalküls der Mathematiker das Integralzeichen vor gewissen Größen. Nicht alle begnügen sich eben mit Gedanken*gängen*, und je mehr von Elektronengehirnen die Rede ist, desto weniger wollen die Zeitgenossen sozusagen »von Hand« denken. »Der Raum«, – dieses Wort gehört (wie so manches andere in diesem Buch) zur Automation des Denkens und Redens. Und das unsrige, eben der Raum, liefert überdies so etwas wie poetischen Effekt. Freilich gehört er in die Region der niederen Dämonen, und deshalb sollten sich wenigstens die Theologen ein Gewissen daraus machen, vom »Raum der Kirche« zu sprechen, sofern sie damit nicht lediglich das meinen, was die Kirchenmauern einschließen. a. o.

Schulung

Worterklärung: Wie »Gestaltung« ist auch dieses Substantiv auf »ung« eher vom Substantiv (Schule) als vom Verbum (schulen) abgeleitet worden. Mit der sekundären Zwischenform »schulen« hat es überdies eine weit dubiosere Bewandtnis als mit dem »Gestalten«. (Fehlte nur noch, daß auch »worten« in Schwang käme.) Erproben wir das gewalttätig, esperantistisch hergestellte Verbum an einigen Kompositformen. Denn diese sind gebräuchlicher und auf den ersten Blick auch verständlicher als das Simplex »schulen«. Das Kind wird nach vollendetem sechstem Lebensjahr »eingeschult«. Das assoziierende Wortgedächtnis antwortet auf diese Verbalform nicht mit »eingelullt«, sondern mit »eingesargt«. Für uns handelt es sich indessen gar nicht um die abwertende Kommentierung in solchen Assoziationen, sondern um die genaue Entsprechung der Wortstruktur: der Tote wird in den Sarg gelegt, das Kind in die Schule getan. Die Schule erscheint in dieser Vorstellung als Gehäuse, das so etwas wie Lebensform sein will. Beim »Umschulen« findet, wenn wir uns allein vom Wort belehren lassen, die Überführung aus einer Schulform in die andere statt: aus einem Register wird ein Name in ein anderes übertragen. Beide Male tritt die Schule als Behörde, als Verwaltungsinstanz auf, sozusagen mit geschlossenem Visier. Ein weiteres Kompositum: Ein herber Kritiker des deutschen Berechtigungs- und Prüfungswesens sagte einmal, unser Volk werde – mehr zum schlimmen Ende als zu guter Letzt – noch ganz und gar »verschult«. Offenbar sah dieser Mann im Auftreten der Schule als Verwaltungsbehörde – genauer: in der fortgesetzten Erweiterung der Schulpflicht, ein Übel. Das »ver-« zeigt jedenfalls, daß er ein solches Gehaben als Entartung einer an sich gerechtfertigten und löblichen Institution kennzeichnen wollte. Dieses Kompositum wird man sich doch wohl – an ihm scheint etwas zu sein – mit

Bedacht einige Male vorsprechen müssen: »Verschulen« – dabei fixiert sich das Bild von ordnungsgemäßem, aber »restlosem« Durchtreiben, Durchschleusen, Verbrauchen einerseits, vom vorschriftsmäßigen Durchlaufen einer »Anstalt«, vom verordneten Absitzen einer Reihe von Klassen und Jahren andererseits. Legt man neben das Schluß- und Berechtigungszeugnis den Entlassungsschein (übrigens bezeichnen manche Schulen ihren Schlußakt als »Entlaßfeier«), so stellt sich die Parallele zur Strafanstalt aufs völligste her. Mit dem »Verschulen« ist *implicite* bereits auch das »Durchschulen« abgehandelt worden.

Nunmehr zum *verbum simplex:* eine Schule, die etwa von sich behauptet, sie schule (und dies sogar fürs Leben), gibt vor, eine Tätigkeit auszuüben. Jedoch welche? Solang wir uns allein an die Sprache und an das Wort halten, kommt nicht mehr heraus, als daß jene Schule in der Nachfolge von Fichtes »Ich« sich selber setzt, und dies in anhaltender Wiederholung. Solche Selbstsetzung kann sich nur auf Haus und Einrichtung beziehen: sie pocht auf den Amtscharakter, auf den Anspruch der Schule, vielleicht auch auf ihr als bekannt und anerkannt vorausgesetztes Vermögen. Worin dieses jedoch besteht, das sagt das Wort »schulen« nicht. Auch nichts vom Schüler, es sei denn dies, daß er als das Objekt jenes undurchsichtigen Tuns, des Schulens, zu interpolieren sei. Beiläufig erhebt sich die Frage, ob denn dieses sonderbare Verbum überhaupt als transitiv anzusehen sei, oder ob es ohne Objekt, also absolut, fungiere? Die Sonderbarkeit dieses Sachverhaltes wird handgreiflich, wenn wir neben »das Schulen« »das Lehren« stellen: dieses ist unzweifelhaft ein Transitivum, zu ihm gehört als Objekt der Schüler, und noch dringlicher ein Subjekt, der Lehrer. Ebenso unmittelbar und zweifelsfrei entspricht dem Lehren ein Lernen. Deshalb genügen diese beiden Zeitwörter, damit die Sprache uns ohne weiteres, dazu noch deutlich, sagen kann, was in der Schule geschieht und wozu sie da ist. Freilich, wenn diese beiden Verba das Wort haben, schrumpft

die Schule auf Ort und Veranstaltung zusammen, sie ist nicht mehr Subjekt, auch kein Behördenapparat mehr. Jene beiden Zeitwörter sprechen von einem Verhältnis unter natürlichen, nicht juristischen Personen, nicht von Verwaltungsakten, sondern von einer lebendigen und tätigen, also menschlichen Wirklichkeit. Zu ihr gehört das Einschulen nicht, sondern dieses kommt der staatlichen Exekutive zu, letztlich der Polizei, die es besorgt, wenn Eltern oder Kinder sich dem Schulzwang entziehen wollen.

Zum deutlichen und transitiven Tun des Lehrers gehört als dessen Inhalt oder »inneres Objekt« die *Lehre*. Von dieser erfüllt ist der *Gelehrte*. Ihn gibt es freilich im Vokabular dieser Zeit kaum mehr. Dafür erscheint immer häufiger, ja nachgerade aufdringlich oft der »Wissenschaftler«. Diese populäre und hochgeachtete Figur ist interessant und, gestehen wir es freimütig, suspekt und unsympathisch genug, daß sich eine gesonderte Beschreibung lohnen möchte. Sie hat jedoch hier, wo es um Schulung zu tun ist, leider den Platz nicht. In der Lehre steht der lernende *Lehrling*, und aus ihm wird wenn nicht ein Meister, so doch wenigstens ein »*gelernter* Arbeiter«, von dem das Arbeitsamt die »ungelernten« unterscheidet. Ein sonderbares, dem Puristen anstößiges Partizipium ist dieses attributive »gelernt«: offenbar will es der Verwechslung des Mannes, der ein Handwerk gelernt hat, mit dem Gelehrten vorbeugen. (Heute sorgt der »Wissenschaftler« dafür, daß ohne Gefahr des Mißverständnisses vom »gelehrten Schlosser« geredet werden könnte.) Gegenüber dem »gelernt« erscheint »geschult« in grammatischer Hinsicht als korrekt gebrauchtes Partizip, und so möchte es sich als Ausweg aus der grammatischen Verlegenheit anbieten, die der »gelernte Arbeiter« anrichtet. Jedoch – ist der geschulte Arbeiter mit dem gelernten wirklich identisch? Weit gefehlt, und nun sind wir auf dem Punkt: vom gelernten Schreiner weiß man, was er gelernt hat, nämlich die Schreinerei. Weiß man das auch vom geschulten Schreiner? Lassen wir alle Vermutungen beiseite,

etwa ob das »geschult« im Falle des Schreiners sich auf Intarsien oder auf die Automation in der Möbelbranche beziehe, zum wenigsten ist der geschulte ein Schreiner sozusagen mit Stern, nicht etwa nur einem Meisterbrief, kurzum ein prominenter, ein Ober-, ja ein Überschreiner: zum bloßen Handwerk tritt noch irgendwelche rare und höhere Besonderheit, die er der Schulung, oder, wie es oft lautet, einer Spezialschulung verdankt. Dergleichen Schulung hat es also mit Besonderheiten, mit Finessen zu tun, nicht mit landläufigem Lehren und Lernen, nicht mit der gemeinmenschlichen Schule. So sagt denn auch unser geschulter Schreiner nicht: ich war in der Schule, sondern mit Stolz »auf Schule«.

Wortgebrauch: »Schulung« bezieht sich demnach nicht auf den Menschen schlechthin, nicht auf ihn als ein Ganzes oder als Person (die sich zu einem beträchtlichen Teil durch das Lernen innerhalb und außerhalb der Schule bildet). Es kommt denn auch niemand ohne weiteres, *per se* oder *tel qu'il est*, für den Prozeß der Schulung in Betracht: man geht nicht einfach zur Schulung, sondern es sind »Anwärter«, also Berufene oder vielmehr Einberufene, die zur Schulung »herangezogen«, ja sogar, wie es im totalen Staat hieß oder heißt, »einberufen« werden. Soeben hat sich für die Schulung das Wort »Prozeß« eingestellt: es trifft insofern genau zu, als das, was die Grammatik »Aktionsart« nennt, an ihm merkwürdig ungreifbar bleibt. Zunächst möchte man »Schulung« für einen einseitig transitiven Vorgang halten, dem einzig und allein sein Ergebnis (die Geschulten) gegenübersteht. Indessen zu dem durchaus passiven Zustand der Schulungsobjekte (oder in der dürftigen Verkleidung zum Aktiv: der »Schulungsteilnehmer«) läßt sich ein Subjekt, ein solches personaler Art, nicht auffinden: den »Schuler« gibt es nicht, des oder der »Schulenden« gedenkt der Sprachgebrauch kaum je. Da ist einzig und allein der »Schulungsleiter«. Die »Leiter« (abgesehen von den Reichs-, Gau-, Kreisleitern im ewigen Deutschland) erscheinen gemeinhin als Funktionäre

der Verwaltung: Fahrdienst-, Verbands-, Schulleiter, welch letztere, sofern sie auf sich halten, sich lieber Schulvorstand nennen. Demnach wird man sich »Schulung« vorzustellen haben als etwas, das sich an Objekten unter Aufsicht von Verwaltungsbeamten vollzieht, also, wie gesagt, als Prozeß. Er läuft nicht in einer pädagogischen Provinz ab, sondern im Bereich der Verwaltung, der Organisationen und, zeitgenössisch geredet, der Manager.

Man würde sich indessen gewaltig über den Anspruch der Schulung täuschen, wollte man aus dem eben Gesagten den Schluß ziehen, sie verstehe sich als eine so läßlich-beiläufige Veranstaltung, wie es der Abendlehrgang einer Volkshochschule oder sonst irgendein »Kurs« sein mag. Zur Schulung gehört jeweils die maximale Intensität, wie denn auch das Zeitwort »schulen« in dieser Hinsicht eine Entsprechung nur im Kommißjargon findet, im »Schleifen« oder »Bimsen«, einem Verhalten, welches das zivile »üben« als Sache der »morschen Knochen« verächtlich und weit hinter sich ließ. Dafür gilt denn auch, wer in irgend etwas geschult worden ist, ein für allemal als perfekt und unüberbietbar. Das haben wir schon beim geschulten Schreiner eingesehen. Solches Drängen auf Intensität griff in der Blütezeit der Schulung in die Breite aus: man fügte den Anspruch auf Totalität hinzu. Nicht nur als Spezialisten wie vordem sollten die Anwärter »von der Schulung erfaßt» werden, sondern als Existenzen: die Einberufenen wurden aus dem gewohnten Zusammenhang ihres bürgerlich-menschlichen Daseins herausgenommen. Deshalb gehörten in jener Glanzzeit zur Schulung das Schulungs- oder Umschulungslager, die Schulungsburg. Letztere, halb Zwing-Uri, halb Landskron, wurde zum architektonischen Ausdruck der Schulungsidee. Ihrer finsteren, mit dem Verruchten buhlenden Romantik, ihrem Totalitätsanspruch konnte nun nicht mehr irgendeine fachliche Fertigkeit als Schulungszweck genügen. Nur das Allgemeinste und Höchste konnte gut genug sein: Weltanschauung, und zwar die eine und artgemäße. Jetzt war,

wie vor dem Tod, niemand mehr vor der Einberufung sicher: nicht nur Lehrer, Ärzte, Richter, Professoren und alle Professionisten überhaupt, sondern auch Bräute, werdende und gewordene Mütter, – sie alle erhielten erst Schulungsbriefe und dann Einberufungsbefehle. So viele Menschen wurden Monat um Monat durch das Mahlwerk der »Schulungslehrgänge« – sie gaben sich gerne als eine Art von Verjüngungsmühle aus und legten sich bisweilen poetisch-neckische Namen bei, z. B. »Jungborn« – geschleust, daß kein Anlaß mehr war, vom gewöhnlichen Volk der nur Gelernten oder gar der Ungelernten fernerhin etwa die Geschulten zu unterscheiden. Merkwürdig fürwahr, gerade in der großen Zeit der Schulung gab es die Geschulten nicht mehr! Erst nach ihrem Niedergang kamen sie wieder und, wie sich versteht, in privilegierter, stolzer Vereinzelung. Die geläufigsten Erscheinungsformen sind heute, wenn ich nicht irre, der geschulte Redner und der geschulte Verkäufer.

Der erstere ist, nach dem Gemunkel in den Büros bürgerlicher Parteien zu urteilen, eine gefürchtete Figur, wenn es auf eine Bundes- oder Landtagswahl zugeht. Denn die Rednerschulung, in den Zeiten des Klassenkampfes aus Notwehr gegen die Intellektuellen des liberalen und konservativen Lagers erfunden, erscheint den Bürgerlichen immer noch als Kennzeichen der Linken. Der geschulte Redner wird in Kürze am deutlichsten durch den Vergleich mit dem rasch zurechttrainierten Fechter beschrieben: wie jener wird er es zu Beginn am Zeremoniell nicht fehlen lassen. Er befleißigt sich, wie er überdies ausdrücklich zu versichern pflegt, der guten Formen. Insgeheim schärft er freilich die Gelassenheit des Tones mit Ironie, und wäre es nur durch besondere Akzentuierung des Wortes »Herr« in der Anrede. Dann läßt er, wie sein Vergleichsbild die eingeübten »Aktionen« (eine Folge von »Einladungen«, Finten, Angriffen), eine Serie von Einwänden, Informationen, Fangfragen ablaufen. Jener kurzfristige Fechter bringt seinen Partner, auch wenn dieser der weit bessere Kämpfer

ist, dadurch in Verlegenheit, daß er sein knappes Programm unablässig wiederholt: der andere muß wohl oder übel auf solche Monotonie eingehen, und der Gang wird, ohne die lebendige Entsprechung vom improvisierten Angriff und ebenso spontaner Parade, langweilig. Beim Turnier freilich wird die Entwaffnung jener rasch erworbenen Raffinesse ein sichtbares, unwidersprechliches Ende setzen. Anders der Ablauf in der Wahlversammlung: Der geschulte Redner ist niemals zu widerlegen. Denn das Ergebnis der Schulung ist die Beharrlichkeit des unbemerkten oder absichtlichen Vorbeiredens an jeglichem Einwand, eine Fähigkeit, die von ihren Bewunderern für Dialektik gehalten wird. Gegen diesen Geschulten helfen nur gute Laune (aber sie muß es auch wirklich sein), beschränkte Redezeit und unerschütterliches Bestehen auf ihrer Einhaltung.

Gegenüber dem geschulten Verkäufer tut es der Kauf oder die Flucht aus dem Laden. Einfacher ist es mit dem geschulten Werbefachmann, weil dieser zumeist aus dem abstellbaren Radioapparat vernommen wird. Abermals zeigt es sich: Die Geschulten sind höhere Fachmänner. Welche Plage es ehedem schon mit den bloß gewöhnlichen war, mag man bei Mechthilde Lichnowsky im »Kampf mit dem Fachmann« nachlesen. Es bleibt also auch im Falle der Schulung nicht beim Ursprung des Übels, sondern das Fortzeugend-Fortgezeugte kommt unablässig hinzu. a. o.

Sektor

Ziemlich früh im Mathematikunterricht, in der Kreislehre, erfährt der Schüler vom Sektor und vom Segment. Es ist eins von den schönklingenden Begriffspaaren, die in jenem Alter mehr die Phantasie bewegen als den Verstand. Mancher lernt's deshalb nie. Sinus und Cosinus, Hypotenuse und Kathete, Parabel und Hyperbel – es klingt ähnlich berauschend wie Deukalion und Pyrrha, Philemon und Baucis – und wie bei den mythologischen Liebespaaren ist es für das Gedächtnis nicht ganz leicht auseinanderzuhalten, welcher nun eigentlich welcher ist, und wie sie zueinander stehen. Was Sektor und Segment angeht, so bewährt sich immer noch am besten die alte Vorstellung vom Tortenstück, als welches, von einer mehr oder weniger reichlich bemessenen Spanne des Randes aus nach dem Mittelpunkt hin ausgeschnitten, in der Tat das Bild des Kreisausschnittes, des Sektors, aufs angenehmste veranschaulicht. Etwas irreführend ist der Name. Sektor heißt wörtlich »der Schneidende, der Herausschneider« (siehe den Prosektor auf der Anatomie!), und wenn das auf die beschriebene Art herausgesägte Kuchenstück auch tatsächlich im Hinblick auf das Kuchenganze als ein »Herausschneider« wirkt, so empfinden wir es doch mehr als ein »Sektum«, als ein »Herausgeschnittenes«. Mag das manchen philologisch stärker als naturwissenschaftlich begabten Schülern als Trost dienen, wenn sie wieder einmal den Sektor mit der Sekante verwechselt haben. Tatsächlich ist der Sektor, trotz seinem »schneidenden«, durchdringenden, gleichsam eindimensionalen Namen, keine Linie, sondern ein Stück Kreisfläche. Er gehört insofern zum Segment, das auch ein Stück Kreisfläche ist, aber nicht ein spitz auf den Mittelpunkt zustoßendes, sondern ein Stück an der Peripherie, von der oben bemeldeten Sekante – der schneidenden Geraden – bei ihrem Durchgang von der Kreisfläche *ab-* (nicht *aus-*)ge-

schnitten. Einen Kuchen in Segmenten anzuschneiden, wäre Vandalenart, und auch von den sphärisch geformten Früchten wird unseres Wissens nur die Tomate instinktiv mit dem Messer gekappt und läßt ihr erstes Blut beim Abtrennen eines Kugelsegments. So verschieden, aber auch so beständig sind des Küchenmessers Sitten. Nicht ganz ebenso die der Sprache.

Von einem Schüler, der seit den Zeiten des Unmenschen zur Schule geht, steht zu erwarten, daß er die alte Verwechslung von Sektor und Segment nicht mehr begeht, daß er sie gar nicht mehr begehen kann. Von keines Fabrikanten, keines Verwaltungsbeamten, keines »Großverteilers« Lippen wird er es je anders hören als so: »In meinem Sektor...« – und dazu das genüßliche Innehalten, der Zug an der Zigarre, der sonore Stimmklang, denn jetzt kommt der Fachmann zu Wort, es spricht die persönliche, nämlich die Sektorenerfahrung. »In meinem Sektor...« – das heißt: wo ich Bescheid weiß, wo ich eingesetzt bin –, denn es geht ja nicht um Erfahrungen im alten Sinne des Worts (die man sich »erfährt« und die den gesamten Lebensumkreis betreffen), sondern es handelt sich wahrhaftig um den »Ausschnitt« eines gelenkten und zugeteilten Berufsbezirks mit so gut wie unüberschreitbaren Grenzen. »Meinem« Sektor entspricht nicht »dein« Sektor als das Nachbargebiet, das ich, über den Gartenzaun gelehnt, einigermaßen mitüberblicke. »Meinem« Sektor entsprechen von mir geahnte, aber keineswegs gekannte andere Sektoren, voneinander durch radial gezogene Betonwände getrennt. Das besitzanzeigende Fürwort gaukelt mit vor, ich hätte mir diesen und gerade diesen Sektor aus freien Stücken zum Aufenthalt gewählt. Tatsächlich ist es der »meine« nur insofern, als ich nicht über ihn hinaus Bescheid zu wissen brauche. Daraus saugt sich der Eingesetzte, der Stückmensch sogar süße Geltungsgefühle: eine gewisse Genugtuung, daß Unkenntnis ein Verdienst sei; eine Märtyrerkrone für den Vogel Strauß, der mit dem Kopf im Sandhaufen nun noch das wichtige Gefühl

dargebrachter Intellektual-Opfer und Verschwiegenheitsriten kostet; und überdies ein Herren- und Generaldirektorengefühl »in meinem Sektor«. Ein dumpfer Sinn für Analogie sagt mir, daß sich reihum weitere Sektoren anschließen. Wie erinnerlich, gibt es ein System des Zellengefängnisses, bei dem Flügelbauten strahlenförmig um einen Mittelpunkt angeordnet und nur von ihm aus zu betreten (wie auch zu überwachen) sind. Es mag sein, daß auch da die »Lebenslänglichen« von »ihrem« Sektor sprechen.

Früher nannte man das, was heute Sektor heißt, ein *Gebiet*, vielleicht ein Fachgebiet, in der Kaufmannssprache eine *Branche*. An alledem muß dem Unmenschen die Andeutung willkürlicher Umrisse und Grenzen verdrießlich sein: das ungleich Wachsende der Zweige, das auf Vermehrung Bedachte und gleichzeitig aus Bescheidenheit Unbestimmte des persönlichen (Wissens- und Interessen-) Gebiets. Außerdem läßt sich anders als in Sektoren die Kreisfläche nicht gleichmäßig aufteilen oder sagen wir gleich besser: total erfassen. Schnitten wir etwa zunächst außenherum drei oder vier Segmente ab, so bliebe im Innern ein Dreieck oder anderes Vieleck übrig, und mit dessen »gerechter« Aufteilung hätte man die größten Schwierigkeiten. Um Gerechtigkeit ist es aber dem Unmenschen nicht so sehr zu tun wie um Gleichmäßigkeit der Aufsicht, um »Lenkung«. Und da ist der Sektor geradezu unübertrefflich und dem Segment (vom Gebiet und von der Branche ganz zu schweigen) weit überlegen, weil er, wie gesagt, seine Spitze auf sozusagen natürliche Weise im Mittelpunkt des Kreises hat. Bekanntlich war der Unmensch in seinen guten Zeiten durchaus bereit, sich auf das Sprichwort »Jedem das Seine« einzulassen und vielleicht einem nützlichen oder aus anderen Gründen begünstigten Untertan einen größeren Sektor anzuweisen. Siehe da: im selben Maß wächst automatisch der Winkel, unter dem von der Spitze des Sektors her das Auge der Aufsicht späht. Es gibt die merkwürdig aus Naturalismus und Mathematik gemischten Darstellun-

gen vom Auge Gottes: ein bewimpertes Augenlid, in ein Dreieck eingezeichnet. Und es gibt in der Natur das Auge Gottes höchst trostreich: aus Wolken hervor nach unten gesandte langwimprige Strahlen einer unsichtbaren Sonne am Abendhimmel überm rauchenden Tal – keiner vergißt's, der es je als Kind gesehen. Für den Unmenschen müßte das Bild des in Sektoren geteilten Kreises Auge Gottes genug sein.

Man sollte meinen, für ein Gebilde von solcher Vollkommenheit gebe es gar keine Möglichkeit der Entartung. Und doch gibt es sie. Von den vielen Zellen oder Lamellen, in die er seinen Kreis aufgeteilt hatte, blieben dem Unmenschen zu ungünstigerer Zeit nur noch zwei übrig: der zivile und der militärische Sektor, und überdies hatte der eine die Neigung, sich auf Kosten des anderen immer mehr zu vergrößern. Es leuchtet ein, daß mit einem Zweisektorensystem sozusagen wenig ontischer Staat zu machen ist, und daß gar ein Einsektorensystem die ganze Kreislehre ebenso in Frage stellt wie ein Einparteiensystem die Demokratie. Solches widerfährt dem Unmenschen bis zum heutigen Tag. Ist aber der eine Sektor endgültig evaporiert, so ist der andere »total«, und es hat sich ausgesektort. Ob unsere Wirtschafts- und Verwaltungsfachleute deshalb so gern von ihrem Sektor sprechen? Oder nur aus alter Gewohnheit? W. E. S.

Tragbar

Worterklärung: Das Wort ist zunächst deshalb merkwürdig, weil es eine Doppelung darstellt, nicht anders als »Lindwurm«, »Waschlavoir«, »Residenzsitz«. Denn die Nachsilbe »*bar*« entspricht – wie das englische »*bear*« zeigt – genau der lateinischen Bildungssilbe »*fer*«: *frugifer* und *fruchtbar* gehen genau parallel. Das Suffix »bar« heißt also »tragend«. Das ist in »fruchtbar« und »mannbar« noch ganz deutlich. »Bar« verbindet sich ausschließlich mit dem Verbum, seine Funktion in der solcherart vorgenommenen Adjektivbildung wird – mit der einen Ausnahme von »offenbar« – so einsichtig, daß man (nach dem Beispiel des lateinischen Gerundivums und des griechischen Verbaladjektivs) die Adjektive auf »bar« als Verbalformen verstehen kann: Das »bar« fügt dem Verbalstamm die Mitteilung hinzu, daß die von ihm bezeichnete Tätigkeit vorgenommen werden kann, daß der bezeichnete Zustand möglich ist. Durch das »bar« wird also die Potentialität ausgesprochen.

Bedeutung und Gebrauch: Geräte, die tragbar genannt werden, etwa eine Schreibmaschine, können getragen werden im Gegensatz zu solchen, die zu schwer oder die fest eingebaut sind. Auch ein Mensch, der selber zu gehen nicht mehr imstande ist, könnte als tragbar bezeichnet werden, sofern dabei an sein Körpergewicht oder an die Art seiner Verletzung gedacht würde. In diesem Falle sagt man heute jedoch »transportfähig«, aber nicht deshalb, weil etwa das Tragen aus der Übung gekommen wäre. Wer heute, um Träger und Fahrzeug zu bekommen, am Telefon dem Roten Kreuz mitteilt, der Patient sei tragbar, der muß sich versehen, daß ihm erwidert wird: »Hier ist das Rote Kreuz, kein Detektivbüro.« Wollte man dem heute Geschriebenen und Gedruckten als der einzigen Quelle für den gültigen Sprachgebrauch vertrauen, dann käme man zu dem Ergebnis: »tragbar«, von Menschen ausgesagt, bezeichne heute

nicht Körpergewicht oder Befinden eines Kranken oder Verletzten, sondern politisches oder moralisches Ansehen eines Bürgers. Das Adjektiv »tragbar« habe den Gebrauch von »erträglich« auf sachliche, partielle Beziehung eingeschränkt: »erträglich« seien nur noch Klima, Temperatur, Umstände überhaupt. Der Grammatiker jedoch wird einwenden, jener wertsetzende Gebrauch von »tragbar« (an Stelle von »erträglich«) sei deutlich falsch. Denn er setze die Redeweise voraus, man könne »einen Menschen tragen« im Sinne von »ertragen«. Diese sei aber nur der Bildhaftigkeit des Dichters möglich, der das sicher tragende Adlersgefieder vor Augen habe und das Tragen derart in die Nähe des Errettens bringe. »Ertragbar«, so wird der Grammatiker folgern, sei eine sprachrichtige Bildung gewesen, aber sie sei infolge des Synonyms »erträglich« nicht recht in Geltung gekommen, zumal durch »erträglich« neben »tragbar« eine recht brauchbare Scheidung hergestellt worden sei zwischen dem psychischen und dem physischen Bereich. So urteilt der Grammatiker und spricht von falschem Gebrauch, was »tragbar« als wertsetzende Aussage angeht. Denn er glaubt an den Logos und seine Ordnung, an die Allgemeinverbindlichkeit der Grammatik, die mit der Allgemeinverbindlichkeit der Wahrheit zusammenhängt. Der Grammatiker setzt als Sprecher Menschen voraus, und zwar einzelne, bestimmte, denkende, er wird der anderen Sprecher nicht gewahr, die in der Kundgabe-Apparatur – überall dort, wo nicht gesprochen wird, sondern wo es verlautet – hörbar werden: die Kollektivsubjekte mit den sonderbaren ABC-Namen, die aber dennoch eigentlich anonym sind. Es handelt sich um eine andere Sprache, um ein anderes Wörterbuch als das gewöhnlich-menschliche: in diesem anderen Wörterbuch kommt »tragbar« übrigens nur selten positiv gebraucht vor, sondern meist in einschränkendem Sinn (»noch tragbar«). Um zu erfahren, welche Wertsetzung denn von »tragbar« vorgenommen wird, müssen wir in eben jenem anderen Wörterbuch nachsehen, und zwar unter »untragbar«. a. o.

Untragbar

Die Ansicht »Karl ist unerträglich« wird von einem Freund, von den Eltern, von den Nachbarn ausgesprochen. Sie enthält eine recht beträchtliche Abwertung, aber sie schließt weder die gesamte Existenz des Beklagten ein, noch seine Besserung aus: Karl ist vielleicht nur so lange unerträglich, als ein bestimmter Gegenstand zur Rede steht – etwa die Kunst – und Karls Unduldsamkeit auf den Plan ruft. Auch kann sich seine Leidenschaftlichkeit mäßigen, sein Geschmack sich ändern. Ferner: weil es sich bei der Unerträglichkeit um die Meinung einzelner Menschen handelt, kann man über sie sprechen. Keinem Karl würde es an Verteidigern fehlen, die etwa die Kompetenz oder die Objektivität der Urteilenden bezweifeln oder wenigstens die Gültigkeit jener Ansicht begrenzen. Kurz: »Erträglich« gehört in das allgemeine Wörterbuch, d. h. zu dem Sprachgebrauch sprechender Menschen, wirklicher Personen.

Das Urteil »Wilhelm Müller ist fernerhin untragbar« stammt hingegen nicht aus dem Gespräch, sondern aus dem Protokoll. Sein Urheber ist, wenn nicht eine »Körperschaft des öffentlichen Rechtes«, so doch eine förmlich konstituierte, halbwegs bekannte Gruppe, die eine »Macht im öffentlichen Leben darstellt« oder darstellen möchte (weshalb gerade sie solche Urteile fällt und in ihnen sich und ihre Macht manifestiert). Derlei Gruppen werden Organisationen genannt. Die Worte »ist fernerhin untragbar« klingen für den sprachsinnigen, jedoch unerfahrenen Hörer zunächst bedauernd: Da jammert ein Ausschuß, so versteht der Unerfahrene, er könne nun, so leid es ihm tue, den Müller nicht länger tragen. Das »ist fernerhin untragbar« will ihm zumindest beherrschter, gedämpfter klingen als das aus Gespräch und Umgang bekannte, entrüstet hervorgestoßene »unerträglich«: »Untragbar« nimmt sich gemessener, amtlicher aus.

Genau besehen zieht aber die Feststellung »Müller ist untragbar« nicht eigentlich ein Fazit aus der Vergangenheit in dem Sinn, daß Müllers Gewicht, d. h. seine Zumutung an die Organisation, immer größer und schließlich zu groß geworden sei. Eher stellt sie einen aktuellen Sachverhalt fest; noch mehr aber weist sie in die Zukunft. Die Organisation hat sich – wie es auch nun um den Müller im einzelnen bestellt sein mag – entschlossen, ihn nicht länger zu tragen. Er kann nun zusehen, wie er fernerhin aus eigener Kraft durch die Wogen des Daseins schwimmt, und dabei ermessen, wie groß doch der Auftrieb gewesen sei, den er bisher durch die Mitgliedschaft bei der Organisation X. erfuhr. Auf den Müller also werden Verantwortung und Schuld für eine Maßnahme der Organisation abgeladen: er sei nicht tragbar, sagt man, aber verschwiegen wird, daß es die Organisation ist, die ihn ausschließt. Hinter der Vergewaltigung der Sprache, nämlich hinter einer verfehlten Neubildung, steckt also der Instinkt eines Klüngels, eine eigene Maßnahme und den Sinn dieser Maßnahme zu verschleiern. Allein das Wörterbuch – das der Organisation – ist imstande, solche Heuchelei zu entlarven (Schönrednerei, Euphemismus kann man sie nicht nennen, denn sie ist nur *falsch*, zugleich im Sinne der Grammatik und der Moral, aber nicht schön). Die Möglichkeit, daß jener Klüngel auch einmal positiv entscheiden könne, – diese Möglichkeit besteht gar nicht. Denn im Wörterbuch der Organisationen findet man außer »untragbar« nur »eben noch tragbar«, »schwerlich tragbar« – Einschränkungen also, die das Nein eher verschärfen. Einem Mitglied den Bescheid ausstellen, es sei »für die Organisation tragbar«, wäre sinnlos oder beleidigend: »Untragbar« im Wörterbuch der Organisationen ist ein Negativum, zu dem es das positive Gegenstück nicht gibt. Dieser Sachverhalt zeugt kräftig gegen die Rechtlichkeit und Rechtmäßigkeit der Tragbarkeitsurteile.

Die Untragbarkeits-Erklärung hat totale Reichweite: Was es mit der Person Müller, mit seinem Charakter, mit seinem

Verhalten auf sich hat, interessiert die Organisation nicht: Müller ist für sie hinfort nicht mehr existent. Irgendwie und irgendwo mag er weiterexistieren, – denn insofern ist das Urteil begrenzt, als es die Worte enthält »für die Partei« (den Verein, die Gesellschaft, die Bewegung) oder die Einschränkung »in politischer, weltanschaulicher, nationaler, gesellschaftlicher, klassenkämpferischer, rassischer Hinsicht«. Welche Möglichkeiten des Existierens dem Müller in Wirklichkeit übrigbleiben, das hängt von der tatsächlichen Macht und der wirklichen, nicht nur angemaßten Geltung der dekretierenden Organisation ab: ist sie eine totale Partei, dann ist der untragbare Müller wie Morgensterns Palmström im bürgerlichen Sinne nicht mehr existent, was für einen lebendigen Menschen freilich schlimmer ausfällt als für eine poetische Gestalt. Nach ihrer Geltung und ihrer Macht bestimmt sich auch die Drohung, welche dem Untragbarkeitsdekret einer Organisation innewohnt: In jenem Wasser, in dem der Untragbare, des Auftriebs durch die tragende Organisation nunmehr bar, aus eigener Kraft rudert, begegnen ihm fortan vielleicht Klippen und Strudel, die ihm vordem nicht bekannt waren.

Weil aber der Urheber der Untragbarkeitserklärung eine Organisation ist, weil in ihrem Urteil der Wille einer Macht sich halb biedermännisch korrekt, halb bürokratisch drapiert, deshalb ist das Urteil als das einer letzten Instanz undiskutierbar und unwiderruflich.

Es ist die Funktion der Sprache, daß sie verrät; aber es ist ihr fast übernatürliches Geheimnis, daß sie sich selbst, d. h. ihre Sprecher verrät. Wo mit »untragbar« hantiert wird, da verbergen sich Terror und Heuchelei hinter der Sprache, hüllen sich in ein depraviertes Wort, und eben die Sprache, die Sprachmaskerade, ist es, welche die Heuchler und Tyrannen anzeigt. Aber die Sprache macht fernerhin kund, daß es Heuchler und Tyrannen sind, denen es zur eigentlichen Sünde an Kraft und Leidenschaft gebricht, weshalb solche Lemuren der Organisation bedürfen, die sie trägt, erträgt und verbirgt.

Möchten die Eifrigen nun aber nicht auf den Einfall kommen, die »Tragbarkeit« für das Wurzelreis aller deutsch-demokratischen Tugenden zu erklären und dafür zu werben, daß alle Untragbaren wieder für tragbar erklärt werden!

a. o.

Vertreter

Worterklärung: Ein Vertreter ist offenbar ein Wesen, das an die Stelle getreten ist, an der zuvor oder ursprünglich oder eigentlich und von Rechts wegen irgendein andres Wesen gestanden hatte oder stehen sollte. Er heißt »Vertreter«, weil er diese Stelle des anderen vertritt. Nicht daß er diesen anderen gewaltsam verdrängt, gar zertreten hätte. (Wenngleich eben das Zertreten, Forttreten, Vernichten seltsamerweise die älteste Bedeutung auch des »Vertretens« ist – nämlich in alt- und mittelhochdeutscher Zeit; aber das Silbchen »ver-« hat ja zwei ganz *ver*schiedene Gesichter, die sich doch nicht völlig *zer*trennen lassen, sondern bisweilen überraschend ineinander *ver*schwimmen – ein *ver*nichtendes und ein *ver*bindendes, ein kränkendes und ein heilendes.) Ein Vertreter ist also kein Verdränger und auch kein Verbrecher, sondern die Stelle, an die er getreten ist, war vakant oder geräumt worden, damit er entweder dorthin berufen und bestellt werden oder aber aus eigener Kraft dorthin treten könne. Er ist also allemal ein Stell-Vertreter oder ein »Stellwalter«, wie es in einem alten Wörterbuche heißt. Innerhalb dieses Bereiches der Stellvertretung gibt es nun ebenso viele Grade und Ränge von Vertretern, wie es Arten von Stellen gibt. Die Stelle kann im Himmel und sie kann auf der Erde sein; die Himmlischen können sich auf der Erde und die Irdischen können sich im Himmel vertreten lassen.

Christus vertritt die Stelle und die Sache des Menschen vor Gottes Thron, er tritt gnadenweise an die Stelle, an der von Rechts und Gesetzes wegen der Mensch zu stehen hätte, an die er aber zu treten nicht wagen kann. Dieser Vertreter (oder Mittler) ist nicht von denen berufen, die er vertritt, außer - wie man allenfalls sagen könnte – durch die stets erneuerten Gebete der Gläubigen; aber diese sind nicht mächtig, ihn von einer Stelle zur anderen zu bestellen, auch nicht zu seiner eigensten Stelle, welche eben die Stelle des

Menschen ist, die er vertritt. Er ist gerade der Vertreter der Ohnmächtigen, ein Vertreter, Anwalt und Verteidiger aus Barmherzigkeit. Ein Vertreter der Schwachen, der vor sie tritt und sich stark macht (wie man sagt), sie zu vertreten. Starke Vertreter schwacher Sachen und Wesen gibt es auch in irdischen Verhältnissen. So vertritt ein Strafverteidiger die Sache seines angeklagten Mandanten, oder er vertritt sie auch ex officio. Es ist nicht die Vertretung, die ihn stark macht, sondern er ist umgekehrt seiner eigenen Stärke – seiner geistigen Stärke, seiner Rechtskenntnis, seiner dialektischen Kunst und Beredsamkeit – wegen an die Stelle berufen worden, die der Schwache, Unkundige, Unberedte »in eigener Sache« nicht einzunehmen vermag.

Andererseits ist der Papst – nach katholischer Lehre – der Stellvertreter Christi auf Erden, ein irdischer Vertreter himmlischen Auftrags. Dieser Vertreter ist von sich aus, seiner menschlichen Natur wegen, schwach und ohne irgend ausgezeichnete und auszeichnende Macht. Seine Macht kommt gerade ausschließlich von seinem Amt und Auftrag; die Stelle ist es, die ihm erst Stärke mitteilt. Nur als Vertreter ist er stark, und es wird sein Ruhm sein, Demut zu bewahren, obgleich er solch eine Stelle vertritt, obgleich er solch ein Vertreter ist. Der Papst ist nicht mehr Fürsprech, Anwalt und Verteidiger seines Auftraggebers, sondern er vertritt die Stelle seines eigenen Herrn (als Hirte), er vertritt, selber sichtbar, einen Unsichtbaren. Er *ver*gegenwärtigt – das heißt, nach der lateinischen Sprachbildung: er *re*präsentiert diesen Unsichtbaren in der Sichtbarkeit, und diese Repräsentation ist seine Pflicht. Daher der Glanz seiner Repräsentation nur ein Abglanz der Herrlichkeit seines Herrn sein kann.

Nach diesem Modell sind viele, ja wahrscheinlich die weitaus meisten menschlichen Vertretungsverhältnisse beschaffen, wenigstens ihrem Wesen nach. Die meisten Vertreter bei uns hienieden handeln in irgendeinem höheren Auftrag. Sie vertreten gleichfalls eine unsichtbare Macht, die auf andere Weise nicht sichtbar werden, sich nicht verge-

genwärtigen kann als eben durch Vertreter und in Vertretern. Solch eine unsichtbare Macht und höherer Auftraggeber kann etwa »der Staat« sein, ein abstraktes Wesen, ein ebenso flüchtiger wie massiver Begriff, der nun aber im scharfen Unterschied zu dem vorigen, geistlichen Modellfall sein Leben erst von seinen Vertretern zu erhalten scheint, obwohl diese nur von seiner Macht leben, nur als Vertreter Macht haben. Solch eine (wenigstens gemeinhin) unsichtbare Macht, die sich nicht selbst zu vertreten vermag, ist offenbar auch das Volk. Es bestellt daher Volksvertreter, damit sie seine, des Volkes Sache vertreten. Auch sie sind, dem Wesen nach, an sich selbst schwache Vertreter einer starken Sache und Macht. Wenn sie dies in der Wirklichkeit nicht sind, wenn sich das Verhältnis etwa umkehrt, das Volk zum bloßen Objekt und Werkzeug seiner eigenen Vertreter wird, so verkennen und zertreten solche Vertreter ihre eigene Natur und die Ordnung der Dinge. In derselben Art gibt es Gewerkschafts-, Kirchen-, Vereinsvertreter, Vertreter von Klassen, Berufsgruppen, Wirtschaftsorganisationen, Unternehmen, Betrieben und so fort.

Es gibt aber auch Interessenvertreter, Weltanschauungsvertreter und Standpunktvertreter. Deren Auftraggeber sind entweder wirklich oder wesentlich unsichtbar, dann sind sie nicht mächtig und verleihen auch nur scheinhafte und scheinbare, eingebildete Stärke. Oder sie sind wirklich und wesentlich mächtig, dann sind sie nicht unsichtbar, sondern verstecken sich allenfalls – zum Beispiel hinter ihren Vertretern. Der äußerste Grenzfall dieser Art ist der, daß der Vertreter der Dumme ist, den die mächtigen Interessenten, die Weltanschauungs- oder Standpunktsmachthaber gefunden haben. Der Standpunktsvertreter hat keine Meinung, sondern vertritt bloß einen Standpunkt (was übrigens nicht ganz leicht ist, da sich auf einem Punkt schon schwerlich stehen läßt – wie mühsam erst, ihn obendrein noch zu vertreten!). Ihm kann nichts passieren, höchstens seinem Standpunkt. Es ist sicherer, eine Weltanschauung oder einen

Standpunkt zu vertreten, als eine Meinung sich zu bilden, sich zu eigen zu machen und zu äußern. Mindestens für eine Weile wird der Eindruck erweckt, man habe in der Tat einen höheren und unsichtbaren Auftraggeber im Rücken, einen der Oberen, die man mit gewöhnlichen Augen nicht sieht, und man sei ein Gesandter, auf dessen individuelle Person es nicht ankomme. In dieser Sphäre wächst Ansehen, Bedeutung und Selbstgefühl – unbegreiflich genug! – genau in demselben Maße, in dem es auf die individuelle Person *nicht* ankommt, in dem die jeweilige Person sich in ihre bloße Vertreter-Existenz verlarvt, in dem sie – bildlich gesprochen – den Hut ins Gesicht drückt und den Mantelkragen hochschlägt. Solche Vertreter entfalten weder Glanz noch Abglanz, sie repräsentieren nicht; es fehlt nicht viel, so würden sie gar selber so unsichtbar wie ihre imaginären Auftraggeber. Aber von Demut darum doch keine Spur. Sie löschen ihr eignes, persönliches Gesicht, ihren eignen Namen aus – und eben dies macht sie so stolz. Sie sind Vertreter und nichts als Vertreter, weil sie ihren Beruf, ihre Sache, ihre Stelle gerade nicht persönlich vertreten, nämlich verantworten mögen. Sie haben ihr Erstgeburtsrecht (das Glück der Personalität – »höchstes Glück der Erdenkinder«) verkauft gegen das Linsengericht erborgter Macht und glanzloser Herrlichkeit. Ach, wenn es noch ein Linsengericht wäre! Es ist bloß eine Wassersuppe mit etwas Suppenmehl – Massenware.

Anwendung: Man darf ja auch nicht vergessen, daß sowohl der starke Vertreter der Schwachen wie auch der selber schwache Vertreter des Starken einen Ruf und Auftrag hinter sich, aber auch eine Instanz, einen Partner, eine Gemeinde vor sich haben. Sie stehen vor Gottes Thron oder vor der Menschheit oder Christenheit; sie stehen vor einem hohen Gericht oder vor einem konstitutionellen König; ihre Stelle ist bei einer fremden Macht oder vor dem eignen Volke. Dieser lebendig gegenwärtige Partner ist zu einem guten Vertretungsverhältnis ganz genau so notwendig wie

der mächtige oder ohnmächtige Mandant. Sonst hätte der Vertreter ja niemanden, an den und bei dem er seinen Auftrag ausrichten könnte. Um dieses Partners willen, der es von ihm heischt, muß der gute Vertreter mit ganzem Leibe an seine Stelle hintreten, muß er mit ganzer Person einstehen, muß er sein Gesicht zeigen und seine Rede und Tat verantworten. (Nebenbei: wegen Abwesenheit eines solchen Partners kann es in der reinen parlamentarischen Demokratie eigentlich keine »Volksvertreter« geben; vor wem sollten sie das Volk vertreten! Das Volk der Bürger macht selbst den Staat, und das Parlament ist selbst das oberste Organ dieses Staates. So besteht es wohl aus Abgeordneten oder Deputierten, doch nicht aus Vertretern, denn sie haben keinen irgendwie gearteten Thron sich gegenüber, vor den sie hinträten, um des Volkes Sache zu vertreten.)

Wenn indessen »in Anwesenheit von Vertretern von Partei, Staat und Wehrmacht« ein Denkmal enthüllt wurde, oder wenn Vertreter von Handel, Industrie und freien Berufen zusammentreten, oder wenn Vertreter der politischen Parteien, der Kirchen sämtlicher Bekenntnisse, der Gewerkschaften und der Arbeitgeberschaft eine Kommission bilden, oder wenn Vertreter der Stadt mit Vertretern der Universität verhandeln, oder wenn Vertreter des werktätigen Volkes mit Vertretern des Bürgertums debattieren, oder wenn Vertreter des christlichen Sozialismus gemeinsam mit Vertretern des proletarischen Sozialismus eine Resolution fassen – in all solchen Fällen sind die namenlosen Vertreter unter sich, und das ist ein namenloses Unglück. Die graue verlarvte Vertreter-Existenz hat schrecklich um sich gegriffen. Ringsum stehen Vertreter nur Vertretern gegenüber. In dichten Scharen umstehen sie die Stelle, die sie nicht vertreten: die Stelle des Menschen, des Individuums, der Person. Keiner zeigt sein Gesicht, keiner kennt seinen Namen. Ein ganzes Volk von Vertretern, ein Vertretervolk. Sie werden den Menschen doch zertreten, die unmenschlichen Vertreter. d. st.

Wissen um...

Worterklärung: »Wissen« heißt ursprünglich – so belehren uns die Wörterbücher – so viel wie »gesehen haben«. Es ist ein sogenanntes Präterito-Präsens. Was wir gesehen haben, das wissen wir. Erst das, was wir gesehen haben, das können wir wissen. Und nur das wissen wir allenfalls, was wir gesehen haben. So jedenfalls ergibt es sich aus der frühen Geschichte des Wortes. Man soll zwar aus der Etymologie gewiß keine Offenbarungen ziehen wollen, aber ein solcher fundamentaler Bedeutungsgehalt läßt sich andererseits doch auch nicht ignorieren, nicht aus der Welt schaffen. Eine ganze Reihe von indogermanischen Sprachen, darunter das Griechische, haben in dieser Weise das Wissen als ein Ergebnis des Sehens oder, allgemeiner und weniger positiv-sinnlich, des Wahrnehmens, des Kennens und Erkennens aufgefaßt und herausgebildet. Das zugrundeliegende Wort für »Sehen« ist freilich im Deutschen nicht oder nicht mehr vorhanden, wohl aber zum Beispiel im Lateinischen: *videre*. Lateinisch *vidisse* = gesehen haben: das entspräche unserem »Wissen«. Auch die indischen »Veden« (*vedas*) sind auf dieselbe Art gebildet und bedeuten so viel wie Kenntnisse oder Erkenntnisse, Wissenschaft oder schließlich Weisheit. Daß man zuvor gesehen haben muß, entweder leibhaftig oder auch geistig – als »Gesicht« und »Vision« (da ist wieder dieselbe Wurzel!) –, was man schließlich und am Ende wissen will, und daß man nicht weiß, was man nicht auf die eine oder andere Art zuvor und immer wieder wahrgenommen hat, daß also Wissen geronnene oder filtrierte Erfahrung ist, das müssen wir uns aus der Wortgeschichte immerhin gesagt sein lassen, müssen's hinnehmen und festhalten, denn das läßt sich aus dem Worte nicht vertreiben. Wen dieser herzhafte Zusammenhang aber ärgert, wen er zu grob und zu derb anmutet, der muß in Gottes Namen auf das Wissen verzichten – auf das Wort »Wissen« wenigstens. Er

kann sich auf das Ahnen verlegen oder auf das Glauben oder auf das Phantasieren, aber er kann sich das Wissen nicht nach seinem Geschmack umbiegen und umdeuten.

Wie man nur »etwas« sehen kann (wenn anders man überhaupt zu sehen vermag), so kann man auch nur »etwas« wissen. Tatsächlich herrscht in allen grammatischen Beziehungen, in welche das Wort »Wissen« einzutreten vermag, das Akkusativ-Objekt vor, die unmittelbarste, geradeste und umwegloseste aller Objekt-Beziehungen. »Wissen« ruft und schreit geradezu nach seinem Ziel, Gegenstand und Inhalt. Du weißt? So sag, *was* ist es, *das* du weißt? Heraus damit! Was ich weiß, weiß ich. Oder wenn einer nichts weiß, so weiß er weder gicks noch gacks (wie man im Schwäbischen sagt). Wer nicht *etwas* weiß, der weiß gar nichts. Kein Mensch aber kann alles wissen, und keine Wissenschaft noch Weisheit bringt es zur Allwissenheit, welche allein Gottes Vorrecht und eine Seiner Wesensbestimmungen ist. Unser Wissen ist Stückwerk, auch das muß man wissen. Und am Ende aller menschlichen Wissenschaft steht, ohne sie doch aufzuheben, der ironische Satz des *Sokrates*: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Da beginnt die Weisheit. Auch Sokrates aber weiß (grammatisch) durchaus noch *etwas*, indem er weiß, daß er *nichts* weiß. Der abhängige Satz, der mit diesem dezidierten »daß« beginnt, steht für ein gut gezieltes Akkusativ-Objekt, und der Witz des berühmten Satzes beruht gerade darauf, daß die Erwartung des Hörers auf den bestimmtesten Gegenstand, auf das bedeutendste »Etwas« gespannt wurde, bevor ihr dieses gewaltige philosophische Schnippchen geschlagen wird: daß nämlich dieses Etwas ein Nichts ist.

Man kann also nur etwas oder nichts wissen. Dazwischen gibt es nicht viel. Allenfalls liegt dazwischen, daß man etwas nicht ganz, von etwas nur ein Zipfelchen weiß: dann weiß man etwas *davon* – oder, kürzer, dann weiß man davon, von einem Ereignis, von einer Neuerscheinung, von einer Verschwörung oder dergleichen. Weiß man *von* einer Sache, so

weiß man nicht eben viel davon, vielleicht immerhin gerade das Nötigste.

Obwohl aber »Wissen« auf dem kürzesten Wege nach seinem Gegenstande ruft und schreit, tritt es doch heute und schon seit einer Weile haufenweise in um-ständlichere, umschweifige Beziehung zu gewissen Sachen oder Dingen: Ich weiß etwas, er weiß etwas – bah, das gilt nun für banal und abgestanden; feiner, tiefsinniger und herzensinniger ist's, nicht bloß geradezu »etwas«, sondern vielmehr »*um* etwas« zu wissen. Dieses »um« ist ein Umweg zum Gegenstand – wenn es ihn auf diesem Umweg denn überhaupt je erreicht. Oder wenn der Gegenstand noch auf seinem Flecke geblieben ist so lange, bis das Wissen seinen Umweg gemacht hat. »In Ulm, um Ulm, um Ulm herum« – so hieß ein Verschen, die Gelenkigkeit der Zunge zu üben, und daran erkennt man, daß der Um-kreis, die Um-kreisung, Umwanderung den Wanderer zwar in den Stand setzen mag, die Stadt Ulm von mehreren, vielleicht von allen Seiten gewahr zu werden, aber nach Ulm hinein kommt er auf diese Weise nicht. Wer um etwas weiß – so kann man schließen –, der wird es niemals richtig wissen. Er weiß nur drum herum, nicht die Sache selbst, nur ihre Umgegend. Und er weiß nur ungefähr (lateinisch: *circa*) Bescheid, aber nicht genau, er trifft mit seiner Kenntnis nicht ins Schwarze. Das ist freilich nicht die Meinung der Darumwisser selber, sie erheben weit höheren Anspruch. Weiß einer nicht etwas, sondern *um* etwas, nicht ein Ding geradezu, sondern *um* die Dinge, so glaubt er oder spiegelt vor, ein tieferes, satteres, auch heimlicheres Wissen zu haben, als es jedes Wissen von Objekten, jede Kenntnis oder Erkenntnis von Gegenständen sein könne. Ein um-fassendes, um-fangendes, um-schließendes und um-armendes Wissen. Dieser esoterische Anspruch tieferen Eindringens und tieferen Eins-seins und jene banalere, auch fatale Bedeutung des bloß ungefähren Drumherumwissens – beide tönen mit in diesem Silbchen »um« mit seiner eigentümlich schummerigen Klangfarbe.

Wer *etwas* weiß, weiß es auf geradem Wege (auf dem Wege des Akkusativ-Objekts), und auch wer *von* einer Sache oder *über* eine Sache weiß, weiß immer noch etwas, nämlich etwas davon oder etwas darüber, wenn es auch nur ein weniges sein mag. Allein und einzig der Darumwisser blickt gleichsam still beiseite, er scheint den geraden Weg und die direkte Verbindung mit dem Gegenstande, die einfache und verständige Beziehung (des Akkusativs) entweder zu scheuen oder zu verschmähen oder beides. Es ist der verschwiegene Hochmut der »Stillen im Lande«, der sich diese umschweifige grammatische Form geschaffen zu haben scheint, und heutzutage rechnet sich offenbar die Mehrzahl zu dieser Minderheit, ist die Esoterik massenhaft geworden. Der Darumwisser braucht nichts zu lernen, braucht nichts erst gesehen und erfahren, das Gesehene und Erfahrene nicht erst angesammelt zu haben, – er weiß ja schon darum. Wiederum gibt er sich aber auch nicht mit der Ahnung zufrieden, weder mit der seligen noch mit der gräßlichen Ahnung. (Auch das Ahnen fordert übrigens den geraden Weg zum Gegenstand, das Akkusativ-Objekt: wenn man etwas auch nur ahnt, so ahnt man doch eben »etwas«!) Nein, das Ahnen reicht ihm nicht aus, es soll und muß ein Wissen sein. Daß aber unser Wissen Stückwerk ist, davon will er nichts wissen.

Anwendung: Weiß Gott – oder weiß der Teufel, was da in die Köpfe und Sinne gefahren ist, daß sie nichts schlicht und geradezu mehr wissen mögen, sondern überall diesen prätentiösen Nebel des Darumwissens verbreiten. *Trübners* Deutsches Wörterbuch, dessen einschlägiger Band gerade im Jahre 1957 erschienen ist, spricht von der »heute beliebt gewordenen Wendung«, während das Wörterbuch von *Paul* in der Ausgabe vom Jahre 1935 unter all den grammatischen Variationen, die der Artikel »Wissen« enthält, doch das »Wissen um...« überhaupt noch nicht anführte. Die Wendung ist in der Tat heute so beliebt geworden, daß sie sogar die Philologen selber ergriffen hat: Schlägt man in

Grimms Band XIV, I, 1 vom Jahre 1955 den Artikel »weise« auf, so findet man dieses stammverwandte Wort in seiner Bedeutung folgendermaßen erläutert: »›Weise‹ bedeutet seiner Herkunft nach ›wissend‹, und zwar zunächst ›wissend *um* eine Sache, erfahren, kundig, gnarus‹.« Nähme man dies für autoritativ und für bare Münze, so hätte das Darumwissen in diesen zwanzig Jahren wahrhaftig den ganzen Umfang und Bereich erobert, in welchem zuvor das Wissen von Etwas geherrscht hatte. Nicht freilich, daß die Wendung erst in dieser Frist oder in unserem Jahrhundert geprägt worden wäre. Trübner führt immerhin zwei Stellen aus *Schiller* an. Die eine stammt aus dem Fiesco, und zwar aus dem Dialog der minderen Verschwörer in der dritten Szene des ersten Aktes, wo Calcagno fragt: »Weiß Verrina um deinen Anschlag?« und Sacco antwortet »Soweit der Patriot darum wissen darf«. Dieser Beleg deutet darauf, daß es ursprünglich vorab Geheimnisse – wie hier der Anschlag, die Verschwörung – gewesen sind, welche diese umständlichere, umwegigere Wendung nahelegten. Auf diesen strengeren und engeren Gebrauch scheint das Wort lange beschränkt geblieben zu sein. Etwas davon ist auch heute noch spürbar – fast durchgängig dort, wo es in Beziehung zu jenen höheren Geheimnissen der Metaphysik auftritt, die in Rezensionen und sonstigen auslegenden und umschreibenden Produkten ein so üppiges Leben führen. Man weiß um die schlechthinnige Abhängigkeit, um das Ausgeliefertsein des Menschen an dämonische Mächte; man weiß um die Not der Geworfenheit oder auch um die Problematik der Technik, der Freizeitgestaltung et cetera. Vor allem aber zeichnet es einen Autor oder einen Redner aus, wenn er »um die Dinge«, vollends »um die letzten Dinge« weiß. Der Bereich des Darumwissens scheint ziemlich genau proportional zu demjenigen der anerkannten Geheimnisse gewachsen zu sein, und wenn man danach urteilen wollte, so müßte man unweigerlich zu dem Schlusse gelangen, unsere gegenwärtige Welt habe sich in ein voll-

kommenes und höchst schwadenreiches Niflheim verwandelt. Diese ungenannten, recht unspezifischen »Dinge«, *um* die einer weiß – und die Zahl solcher innigen Seher ist Legion! – sind immer übermächtig, die Probleme oder Problematiken viel zu köstlich, als daß die banale Absicht erlaubt wäre, sie etwa lösen zu wollen. Aus dem ungeheuren Zuwachs an Geheimnissen wie aus dem Siegeszuge des Darumwissens spricht eine Art von erhabener Timidität, ein edler Verzicht auf Handlung, eine Heiligsprechung der Ohnmacht, eine wahre Sucht der Schwächlichkeit, eine Selbstentmannung des erkennenden Geistes. Sein Licht scheint trübe vor so viel Dunst. Die nichts Bestimmtes und nichts auf bestimmte Weise wissen, machen uns doch weis, sie seien nur um so tiefer eingeweiht. Sie sind nicht Unmenschen von der gewaltsam tätigen, sondern eher von einer um jeden Preis untätigen, lasterhaft geschämigen, zugleich verblasen hochmütigen und hochmütig verblasenen Art. Das Darumwissen drückt jene nichtsnutzige Sentimentalität aus, die sich nicht selten und nicht ungern mit der ehrfurchtslosesten Brutalität zu paaren vermag. Denn die Gegenstände des Darumwissens sind so wolkig, daß sie zu rein gar nichts verpflichten. Der Darumwisser ist von ernstlicher Erkenntnis ebensoweit entfernt wie von gläubig-bescheidenem Bekenntnis; er ist überall bloß auf halbem Wege und gibt doch vor, dem Erkennenden wie dem Glaubenden überlegen und selber in den Urgrund eingedrungen zu sein. Das Darumwissen ist das sprachliche Merkmal einer Ersatzreligion wie einer Ersatzwissenschaft. Der Mensch aber muß an so viel falschem Qualm ersticken. d. st.

Zeitgeschehen

Worterklärung: Das Wort, so der erste Eindruck, wirkt ansehnlich und bedeutsam. Schon das bloße »Geschehen« ist apart genug: Wer »Geschehen« sagt, dem meint man anzumerken, daß er den Dingen auf den letzten Grund geht. Der scheint mit dem Sprechen ganz von vorn, sozusagen *ab ovo* anzufangen und allem Hergebrachten, Redensartlichen, als dem zu Ungenauen aus dem Wege zu gehen. Andererseits klingt das Wort ganz und gar universal. Es ist denn auch ein Mystiker gewesen, der es nach Grimms Zeugnis zum ersten Mal gebrauchte, der Meister Eckhardt. Nach ihm und nach der deutschen Mystik, die so manche bedeutsame Bildung (vor allem sind es Wörter auf »heit« und »keit«) in unsere Sprache eingebracht hat, sieht das Wort wahrhaftig auch aus. Später hat es erst wieder, wenn Grimms Belege vollständig sind, der genaue Kant geschrieben, aber er, wiederum nach Grimm, nur ein einziges Mal. Was der substantivierte Infinitiv »das Geschehen« sagen will und kann, das wird man am verläßlichsten erfahren, wenn ein gleichfalls vom Verbum »geschehen« abgeleitetes Substantiv danebengestellt wird: »die Geschichte«.

In ihm wirkt deutlich das Perfekt nach, das der Wortform zugrunde liegt: sie geht auf ein perfektisches Partizip zurück = »das Geschehene«. Wie immer »Geschichte« gebraucht wird, stets meint dieses Wort etwas Abgeschlossenes, etwas Vergangenes, das sich jedoch als Ergebnis oder Faktum zur Gegenwart hin erstreckt. Auch der erzählende Dichter trägt seine Geschichte, selbst wenn er sie frei erfunden hat, als etwas vor, das sich zugetragen hat und eben dadurch erst erzählbar geworden ist. Wie seine heiteren oder ernsten Geschichten hat auch die Geschichte, die der Historiker erforscht und schreibt, Anfang und Ende, also deutliche Grenzen. Eben die Abgrenzung ist eine Hauptaufgabe der

Geschichtswissenschaft: von Mythen und Sagen ist das Historische zu scheiden, von der Vorgeschichte die eigentliche Geschichte abzuheben, die sich auf unmittelbare, eigens der Überlieferung wegen fixierte Dokumentation berufen kann. Diese Geschichte im engeren Sinn wird abermals geschieden nach Ort, Inhalt, Zeit, nach Perspektiven überhaupt: Universalgeschichte, Nationalgeschichte, Völkergeschichte, Epochen, Monographien gibt es und andere Abteilungen mehr. Den Ausdruck »Gegenwartsgeschichte«, falls er überhaupt vorkommt, versteht niemand wörtlich: die Gegenwart im strengen Sinn ist die äußerste, letzte Grenze der Geschichte. Das Wort »Gegenwartsgeschichte« will also nur zu verstehen geben, daß der Berichterstatter so nahe wie möglich an diese Grenze herangegangen sei. Mit dem beständigen Bestreben der Geschichtsforscher, das Geschehene einzugrenzen, hängen bereits die vielfältigen Fragen nach der Aktionsart des Geschehenen zusammen: in keinem seiner Bereiche läßt es sich aufzeichnen, ohne daß Urheber und Betroffene, Subjekte und Objekte, Tun und Erleiden, Ursachen und Wirkungen voneinander gesondert werden. Das Geschehene ist für den Betrachter ebensosehr das Vollzogene wie das Gewordene: Geschichte besteht aus Taten und Leiden, nicht nur aus Zeitläuften und Zuständen. Wohl ist Geschichte ein Ablauf, aber dessen abgeschlossene Unabänderlichkeit steht fest und bleibt die letzte Antwort auf inquisitorische Fragen: »Fehlentwicklung« – dieses Urteil muß wohl als geschichtswidrig gelten. Auch läßt sich dem Geschehenen so wenig endgültig, eindeutig, ausreichend ein kausales Gefüge einpassen, wie ein oder gar *der* Sinn der Geschichte zweifelsfrei bestimmbar ist. Dennoch kann sich selbst derjenige Agnostiker, der sich auf die »bloßen Tatsachen« beschränken wollte, der Frage nach Tätern und Opfern, nach Grund und Folge, ja sogar nach Verdienst und Schuld nicht entziehen. So steht es um die Geschichte. Schon in dem persönlichen Artikel, den »die Geschichte« führt, wie in der sozusagen kantigen Lautform des Wortes

glauben wir diese strengen Gebote und Merkmale zu vernehmen, von welchen soeben die Rede war.

Wenden wir uns nun zum »Geschehen«, so wollen wir gleich bei der äußeren Erscheinung beginnen. Der sächlich-neutrale Artikel, die Lautform – drei Mal der dürre, leibarme Vokal e, dazwischen der zage Hauchlaut, – das alles liefert einen zerfließenden, undeutlichen Wortkontur. Unbestimmtheit ist es in der Tat, was den Inhalt und die Anwendung des Wortes kennzeichnet. Dem strengen Wortverstand nach findet ein Geschehen nur jetzt, in der augenblicklichen Gegenwart des Betrachters oder des Erfahrenden statt. Innerhalb solcher Simultaneität gibt es keine Begrenzung. Erst recht nicht, wenn die Beziehung auf die unmeßbare Dauer des Jetzig-Augenblicklichen nicht mehr mitgedacht wird. Das unterbleibt nämlich beim Gebrauch des Wortes »Geschehen« fast immer. Dem Geschehen fehlt also in der Vorstellung der meisten Sprecher jede Abgrenzung nach der Zeit. Aber nicht nur diese. Denn nur als fließendes Erscheinen, als Auftauchen aus dem Strom der Zeit kann das Geschehen vorgestellt werden: Mühe genug hat der Betrachter oder der Erlebende, das Fließen überhaupt zu gewahren; zum Begrenzen und Begreifen, zum Verbinden und Unterscheiden läßt eben jenes Vorüberfließen die Möglichkeit nicht. Das Wort »Geschehen« wird denn auch, wie schon bemerkt, zumeist nicht wörtlich oder genau genommen, weil man das nämlich gar nicht kann. Immerhin macht man in der Naturwissenschaft den redlichsten Ernst, es mit dem Geschehen genau zu nehmen. Dieser Sachverhalt führt uns zur Anwendung.

Anwendung: Der Biologe griff zur Filmkamera und suchte bald durch Zeitlupe, bald durch Zeitraffer oder durch das vergrößernde Objektiv das dem Auge nicht Faßbare, etwa das Aufgehen einer Blütenknospe oder einer Insektenverpuppung oder das Wachstum eines Grashalmes, sichtbar zu machen. Recht erhellend fügen sich in diesem Falle technisches Gerät und Gegenstand der Darstellung zu-

einander: das Abrollen des Filmbandes gilt einem Ablauf, dem Nacheinander von Stadien und Phasen. Was nun auf der Leinwand sichtbar abläuft, das verdient am ehesten die Benennung »Geschehen«. Es waren denn wohl jene neuen Möglichkeiten, organische Werdegänge, Naturprozesse also, zu beobachten, die dazu führten, daß in den zwanziger Jahren das Wort »Geschehen« häufiger und häufiger gebraucht wurde und zwar im Fach der Biologie. Jetzt hörte und las man »Verpuppungsgeschehen«, »Wachstumsgeschehen«, »Geburtsgeschehen«, »Kreislaufgeschehen«. In solchen Verbindungen meinte das Wort »Geschehen« etwas ganz Bestimmtes, freilich schwer Bestimmbares: den fließenden Ablauf einer aus der organischen Natur entspringenden Bewegung, deren Verlauf, in sich selbst zusammenhängend, die Unterscheidung von Beweger und Bewegtem nicht zuläßt. Der Betrachter eines solchen, unscheinbar in sich zusammenhängenden Fließens nannte, was er sah, in deutlicher Abgrenzung von andersartigem Vorgang zu Recht ein »Geschehen«. Was später im Sprachgebrauch hörbar wurde, bedeutete eine entweder gedankenlose oder zynische Gleichsetzung des menschlichen Tuns und Verhaltens mit organischen Prozessen, eine Verwechslung der Geschichte mit dem Geschehen: Sollte die Redeweise vom »politischen« oder »kulturellen Geschehen« im Ernst sagen wollen, Politik oder Kultur entfalte sich oder stülpe sich auseinander wie Blattknospen und Raupenkokons, genauso entelechisch, ebenso ohne Urheber und ohne Bewußtsein? Will man wirklich behaupten, es bedürfe weder des Tuns noch des Wehrens, Sorge sei so scheinhaft wie Verantwortung, da sich ja die Politik oder die Kultur schon zurechtwachse wie Wundkruste und neue Haut? Soll die Geschichte wahrhaftig nichts anderes sein als ein organischer Prozeß und »ferngesteuerte« Dynamik? Wahrscheinlich wird sich keiner der Liebhaber des Zeitgeschehens derart beim Worte nehmen lassen wollen, und die Intellektuellen unter ihnen werden den Pedanten verlachen, der von der Abdankung des Menschen rede und die

gleichnishafte Anspielung in diesem Wortgebrauch nicht als solche erkenne. Außerhalb der Biologie wäre also das Wort »Geschehen« nicht mehr als ungefähre Gleichnisrede, geistreiche Übertragung, Tropus. Immerhin ist und bleibt das aus der Biologie geholte Gleichnis für Tätigkeiten, in denen sich angeblich das höchste Vermögen des Menschen, menschlichste Werte wie Geist und Sittlichkeit bezeugen, recht bedenklich. Wenn schon ein Gleichnis, warum hat man es nicht anderswoher abgenommen?

Man spricht also vom »Zeitgeschehen« als von der Summe der Ereignisse im Bereich der Politik und der Kultur, des Sports, des Alltags. Indessen nicht nur »Geschehen«, sondern auch »Zeit« wird in dieser Zusammensetzung von den künstlich-geistreichen Sprechern nicht wörtlich verstanden: nicht die Zeit schlechthin haben sie im Sinn, welch törichte Vermutung. Denn in diesem Falle ergäbe sich ja eine leere, unsinnige Tautologie: Natürlich ist nicht die Zeit als solche gemeint, sondern allein die unsrige, die vielbemühte, die Gegenwart. (Ängstlichere Redner sagen denn auch »Gegenwartsgeschehen«.) Welch subtile Wortspielerei wird also mit dem »Zeitgeschehen« geleistet: weder »Zeit« noch »Geschehen« darf wörtlich genommen werden. Wahrhaftig, ein Sprachgebrauch nur für Meister des Wortspiels, nicht für schwerfällige Biedermänner, die an Einzelheiten kleben und nach Sprachrichtigkeit fahnden.

Damals, als alles Zeitgeschehen gewaltig hieß, da war mehr als nur Sprachkunst im Spiele: mit ferngesteuerten Ausbrüchen der Volksseele, mit verkleideten Angreifern und mit Blitzkriegen machte man Geschichte zwar recht herrisch, suchte aber in der Zeit wie im Geschehen das *Alibi* für solche Geschichtsmacherschaft. Dynamik war alles im Zeitalter der »Bewegung«: sie brach infolge biologischer und also doch wohl göttlicher Notwendigkeit aus und über die Völker herein. Da gab es nichts mehr zu rechten und zu klügeln.

Das ist nun vorbei, und auch das Geschehen hat sich den gewandelten, kleineren Verhältnissen anpassen, ja sich sozu-

sagen domestizieren lassen müssen. Als bloßes »Tagesgeschehen« läuft es Abend für Abend über den Bildschirm des Fernsehapparates. Beide, Zeit- und Tagesgeschehen (dazu das Sportgeschehen und manch andere Abart, die sich je nach Branche und Ressort bilden läßt), sind zu Konsumartikeln, zu Bestandteilen des Lebensstandards geworden. Indessen immer noch raunt es um das also banalisierte Wort spürbar pathetisch: wie armselig nehmen sich bloße Tagesereignisse neben dem Tagesgeschehen aus! Woher nur solches Pathos? Woher der hohe Ton, der sogar dem Verschleiß des Massenkonsums zu widerstehen vermag? Auch das Zeitgeschehen hat seine Geschichte, und zu einem nicht kleinen Teil macht sie der Bildreporter mit seiner Kamera, der Funkberichter mit seinem Mikrophon. Hamlet sagt »Bereit sein ist alles«, und für die Produktionswirtschaft des Zeit- und Tagesgeschehens lautet die Maxime »Dabei sein ist alles«: bei der Unterschriftszeremonie, die den Schluß von Staatsverhandlungen anzeigt, bei Fürstenhochzeiten, und zwar möglichst beim Ja-Wort vor dem Altar, bei Unfällen, solange noch Sterbende herumliegen, aber auch im Kreißsaal der Wöchnerinnen. Und da wären wir schon wieder bei den organischen Prozessen. Das »blutwarme Leben« ist es, das es den Auftraggebern der Kameramänner und ihrer Kundschaft angetan hat. »Lebensnähe« heißt die Verklärung der gewöhnlichen Neugier oder der ordinären Schaulust. Von der Biologie – richtiger gesagt, von der Biosophie, oder noch genauer, von der Biomanie stammt das unverwüstliche Pathos des Wortes »Zeitgeschehen«. Von »Neuheit« ist viel die Rede, nicht nur im Modesalon. Aber »Neuigkeiten« sagt und hört man seit einiger Zeit nicht mehr so gern. Offenbar sind die Menschen zu ernsthaft, zu würdebewußt geworden, als daß sie so menschliche Triebe wie die Neugier oder die Schaulust von sich selbst noch wahrhaben wollten. Außerdem leben sie ja im Zeitalter der »Wissenschaftler«, und »Geschehen« bedeutet eine Reverenz vor dem ernsthaften, höheren Tun jener Männer: Man kann

sich nicht genug Mühe geben, in Schrift und Wort ihnen ähnlich zu werden. Auch andere, an sich anständige Wörter (worunter offenbar »Neuigkeit« und »Neugier« nicht mehr gehören) wie »Ereignis«, »Begebenheit«, »Vorkommnis« bleiben für diesen Geschmack allzusehr am Vordergründigen hängen. Erst das »Geschehen« – so scheint es – erschließt und bezeugt ein höheres oder tieferes Daseinsverständnis. Auch der geistige Lebensstandard hat sich fühlbar gehoben.

a. o.

Werke von Dolf Sternberger:

GRUND UND ABGRUND DER MACHT
Kritik der Rechtmäßigkeit heutiger Regierungen. Etwa 400 Seiten. In Leinen DM 28,80. Insel-Studienausgabe kartoniert DM 19,80 (Mai 1962)

Bedingungslos und eindringlich greift Sternberger hier ein altes philosophisches Problem auf: das Problem der Macht. In den zwölf Kapiteln des Buches prüft der Autor, worauf die heutigen westlichen und östlichen Regierungen ihre Rechtmäßigkeit gründen. ›Grund und Abgrund der Macht‹ darf den Anspruch erheben, ein historisch-philosophisches Werk zu sein, dessen neue und anregende Gedanken sich an jeden wenden, der für die geistigen Existenzprobleme unserer Zeit aufgeschlossen ist.

BEGRIFF DES POLITISCHEN
Essay. 40 Seiten. Kartoniert DM 5,50

»Die Definition des Politischen, die Sternberger hier entwirft und in klar, kräftig und genau gebildeter Sprache begründet, stützt sich auf eine Stelle bei Thomas von Aquin. Das zentrale Wort dieser Stelle ist Friede, der Friede als die politische Kategorie schlechthin.« *Badische Zeitung*

GEFÜHL DER FREMDE
176 Seiten. In Leinen DM 12,80

»Diese Sammlung kluger Reise-Essays ist erfüllt von jener Intelligenz, die hierzulande nicht sehr hoch im Kurse steht. Schon nach wenigen Sätzen spürt man: Sternbergers Denken ist genau, seine Prosa vortrefflich. Ein von Grazie und elegischer Noblesse erfülltes Buch.« *Walter Jens in der ›Zeit‹*

Das INSELSCHIFF ist eine Zeitschrift für alle Freunde der Literatur und des schönen Buches. Interessenten erhalten sie zweimal jährlich kostenlos vom Insel-Verlag Frankfurt/Main, Postfach 3001. Unsere Bücher sind nur über eine Buchhandlung zu beziehen.

INSEL-VERLAG FRANKFURT AM MAIN



Dahinter steckt immer ein kluger Kopf

Warum?

Wer die Frankfurter Allgemeine Zeitung liest, beweist, daß er kritisch denkt. Und er weiß, daß man sich nicht besser und gründlicher informieren kann als durch eine gute Zeitung

Wissen Sie aber auch, daß Sie ein wertvolles Buch als Prämie erhalten, wenn Sie einen neuen Abonnenten gewinnen? „Chateaubriand" von Friedrich Sieburg; die Gesammelten Werke Carl Valentins; „Wissenschaft und Weisheit" von Radakrishnan oder „Die Rote" von Alfred Andersch — das sind einige der Titel aus unserer Buchliste mit über 200 Werken, unter denen Sie wählen können.



Dolf Sternberger, Gerhard Storz und W. E. Süskind, Herausgeber und Mitarbeiter der ›Wandlung‹, schrieben die Beiträge zum ›Wörterbuch des Unmenschen‹, kritische Betrachtungen über die deutsche Sprache im Jahrhundert des ›totalen Staates‹, zum erstenmal zwischen 1945 und 1948 für diese Zeitschrift. Ergänzt und überarbeitet, wurden sie 1957 als Buch herausgegeben und gehören seitdem zu den bedeutendsten Untersuchungen über die Sprache und deren Mißbrauch in unserer Zeit.



Deutscher
Taschenbuch
Verlag